Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 1. Februar 1885. Nr. 5.

Entfaltete Menschlichkeit.

(Zum Erdbeben in Spanien).

Von Martin Greif.

Achtlos wandeln wir hin auf der sicher gegründeten Erde,
Und wir sind es gewohnt, daß sie getreulich uns trägt.
Darum, wenn plötzlich sie wankt, und ihr Schooß verschlingend sich aufthut,
Grausen erfaßt uns und Furcht, wie sie der Wahnsinn gebiert.
Aber auch jenen, die fern dem verwüsteten Lande sich nähren,
Rührt sich ein ähnlich Gefühl in der erschütterten Brust.
Alle vernehmen gebeugt das Verhängnis und werben um Hülfe:
Zwischen den Völkern die Kluft, nimmer bestehet sie mehr.
Mensch in dem Menschen erblickt nur den Bruder, und jeder empfindet,
Daß ihm die Achse der Welt mitten auch gehe durchs Herz.

München, im Januar 1885.

Münchener Parnaß.

Ein litterarischer Faschingsscherz von Wolfgang Kirchbach.

Motto: Alles schon dagewesen!

Ort der Handlung: Gipfel des Parnassos, von Wolken umhüllt.

(Göthe sitzt auf dem höchsten Gipfel und schäkert mit den neun Musen, die anmutig mit ihm plaudern und ihm artige Antworten geben auf eine Reihe galanter Fragen. Apollo sitzt nicht weit entfernt und liest mit innigem Behagen die römischen Elegieen. Schiller schmiert sich lächelnd eine Butterbemme, holt ein Wurstpapier aus der Tasche und wickelt ein paar Scheibchen Ambrosia aus demselben. Er legt sie auf die Butterbemme, hie und da trinkt er aus einer Feldflasche, die mit Nektar gefüllt ist. Nicht weit davon sitzen Klopstock, Wieland, Herder, Klinger, Lessing u. A. am kastalischen Quell und halten ein Piknik ab. Allgemeines, heiteres, idyllisches Stillleben.)

Marsyas (stürzt atemlos den Berg herauf.) Apollo! He! Apollo! Es ist wieder einmal ein Schub Unsterbliche angekommen! Sie machen unten am Gartenzaun einen Heidenlärm und wollen herein. Einer, ein gewisser Philippi, hat gleich über den Zaun weggewollt, ist aber mit den Hosen hängen geblieben und auf die Nase gefallen. Ich bin ganz außer mir!

Apollo. Haben denn die Kerle die Quarantäne durchgemacht?

Marsyas. Sie liegen schon ein paar Jahre draußen und bivouakiren da herum. Da ist ein gewisser Münchener Doktor und ein anderer Kerl auf einem achtbeinigen Pferde, das er Sleipnir nennt und mit Heu füttert. Er behauptet, er habe es vom Gotte Wodan käuflich erworben. Ich hab ihm eine Cigarre angeboten, weil ich den Hengst für unsern Tattersaal haben wollte wegen der Rassenauffrischung, aber da hat er mich angeschrieen: „Meistert Maid den Mann oder Mann die Maid?"

Klopstock. Den kenn ich! das steht in seinem „Odhins Trost". Das ist der Professor Dahn aus Königsberg.

Marsyas. Ja, es sind auch noch andere da. Sie haben bis jetzt draußen in Quarantäne gelegen und von Erbswurst gelebt. Heißen: Wildenbruch, Gottschall, Freytag, Lindau, Spielhagen, Scherr, Wolff, Baumbach, Grosse. Ein gewisser Ebers ist auch da. Das ist der Merkwürdigste.

Apollo. Wirst Du stille sein! Du verwirrst mich. Einen nach dem Andern. So viele Namen kann ich mir nicht merken auf einmal! — Sei froh, daß Du die Sinekure als Portier auf Deine alten Tage hast. Still bist!

Marsyas (läßt den Satyrschwanz hängen.) Soll ich sie denn hereinlassen?

Apollo. Sollen ordentlich durchgeschwefelt werden! Durchschwefeln, sag ich!

(Man hört eine melancholische Stimme von unten singen:

Ich bin der kleine, liebe Max
Und bin so witzig wie ein Dachs,
Vor dem Parnassos steh ich hier,
Geschlossen ist die Gartenthür.
Ich möchte gar zu gern herein,
Und immer auch recht artig sein.

Apollo (zu Göthe und den anderen Unsterblichen.) Seien Sie still, meine Herren! Es singt Einer! lassen Sie ihn weiter singen.

(Die Stimme.)

Wenn ich die Feder eingetunkt,
So mache ich schon einen Punkt,
Und meine Sätzchen sind so kurz
Als wie ein kleiner Kinder—schurz.
Doch bin ich immer sehr gescheidt
In die Kritik hereingeschneit.

Apollo. Frag ihn, Marsyas, wer er ist.

(Die Stimme). Meinen Sie mich? Mein Name ist Max Bernstein, Rechtsanwalt.

Apollo. Womit beschäftigen Sie sich?

(Die Stimme).

Mit Theaterbriefen und Bilderbüchern.

Apollo. Soll warten! Es sind noch ganz andere Leute da, als der! Daß diese Menschen sich auch überall vordrängen müssen!

(Eine andere Stimme ruft.)

Max, nimm mich mit. Ich will auch herein. Sie haben mich einen Goethe geschimpft schon in Frankfurt. Willst Du Deinen Ludwig verlassen? Max!

Goethe (sich majestätisch umwendend.) Wer spricht hier von Goethe?

(Die zweite Stimme.)

Ludwig Fulda ist mein Name! Ich bin aus Ihrer Vaterstadt Frankfurt, Excellenz. Habe Ihnen freundliche Grüße auszurichten!

(Eine dritte Stimme ruft.)

Goethe! Goethe geht mich auch an!

Apollo. Still da! Wer sind Sie?

Goethe. Wer spricht da noch von mir?

(Die dritte Stimme.)

Ich, meine Herren. Mein Name ist Bernays. Erlauben Sie mir, Excellenz, daß ich Ihnen sogleich aus Faust II. Teil die schönste Stelle vordeklamiere. Excellenz werden wenig bewandert sein in der wahren Kunst des Vortrags. Ich beginne also —

(Er will beginnen, in dem Moment drängt sich eine stattliche Persönlichkeit vor. Alle machen Platz und weichen zur Seite. Die Persönlichkeit blickt sich fragend um.)

Die stattliche Persönlichkeit.

Irre ich nicht, meine Herren, so sprach man hier von Goethe?

Apollo. Aha! Marsyas, mach die Thür auf. Den läßt Du zuerst ein.

(Marsyas macht die Thür auf, die stattliche Persönlichkeit tritt ein.)

Die stattliche Persönlichkeit (an die Unsterblichen gewendet, sehr höflich und elegant.)

Ich höre soeben, daß hier eine Anzahl Herren sich um den Namen Goethes streiten. Gestatten Sie mir, diesem Streite ein Ende zu machen, indem ich mich Ihnen vorstelle, meine Herren. Mein Name ist Dr. Paul Heyse.

Alle Unsterblichen.

Ah!

Heyse. Ich wurde schon in meiner Jugend verschiedentlich mit Ihnen verglichen, Herr Wolfgang von Goethe, und bin immer noch jung. (Mit träumerischem Lächeln). „Schön war ich auch und das war mein Verderben."

Goethe. Ah — Sie citieren mich, Herr Dr. Heyse? Geben Sie mir Ihre Hand. Es freut mich Sie kennen zu lernen. Sie sollen hübsche Novellen geschrieben haben.

Heyse. Sollen! (sehr erstaunt) Ja, allerdings, man sagt, daß ich soll. Excellenz haben meine Novellen nicht gelesen?

Goethe (gemütlich.) Aber wo denken Sie hin, lieber Freund! Siebzehn bis achtzehn Bände! Die lieben neun Musen nehmen mir so viel Zeit weg. Bald kommt Euterpe und will einen Kuß haben, dann ist es die Polyhymnia, welche mit mir in einem platonischen Verhältnis steht und mit der ich mich gern unterhalte. Kaum bin ich sie los, so setzt sich Erato zu mir und geht mir um den Bart und wenn ich die Augen zudrücke vor Vergnügen und sie wieder aufschlage, so sitzt auch schon Terpsichore da und will mich zu einem Tänzchen engagiren. Die lieben Mädchen! Ich verliere zu viel Zeit mit ihnen, obwohl ich mich sonst gern auf dem Laufenden mit der Litteratur halte.

Heyse. Vorwiegend bin ich Dramatiker.

Goethe. Was? Dramatiker? Sie sind doch nicht — he, Schiller, das geht Dich an — es ist wieder einmal ein Dramatiker da. Heyse heißt er.

Schiller. Ach, was! Laß mich zufrieden! Kenne das! Jetzt ist mir ein Scheibchen Ambrosia von meiner Butterbemme heruntergefallen; ich suchte Idealismus und Realismus zu vereinigen und der Idealismus liegt im Dreck.

Der akademische Schönheitslehrer (beiseite flötend, mit schwärmerischem Augenaufschlag).

Immer wieder dieser plebejische Rückfall in kraftgenialischen Sturm- und Drangdialekt! Wieviel zarter hätte das gesagt werden können! Nur in meiner süßen, klaren Sprache wird man der Weltharmonie inne, als des Einklangs unseres eigenen Wesens in der Verschmelzung des Idealen und Realen, oder, noch feiner ausgedrückt, des Guten, Wahren und Schönen, als des Echos jenes vollen und gesunden Lebensgefühls, in welchem unsere ganze sinnlich-geistige Natur erregt und zugleich befriedigt ist .... (Er redet immer lauter fort, um sich bemerklich zu machen, aber niemand achtet auf ihn. Endlich wird er leiser und leiser, die Augen fallen ihm zu, er schläft ein.)

Heyse (etwas pikirt.) Aber ich versichere Sie, meine Herren, Sie haben es mit einem neuen Dramatiker zu thun. Zwar lese ich niemals die Kritiken, welche über mich geschrieben werden, aber meine Freunde haben mich versichert, daß ich mehr als zwanzig Dramen geschrieben habe. Ich soll sogar in einem halben Jahre drei Einakter und einen Vierakter geschrieben haben. Ich erfahre das Alles von meinen Freunden.

Schiller. Sie interessieren mich. Sie müssen sonderbare Freunde haben. Derartige Dinge erfahren Sie erst von Ihren Freunden? Erklären Sie mir —

Heyse. Sehr einfach. Ich bin von jeher der Reflexion aus dem Wege gegangen. Ich arbeite mehr unbewußt. Was Ihnen geschadet hat, Herr Regimentsmedikus Schiller, sehen Sie, das ist vor Allem die Reflexion. Sie wußten viel zu sehr, was Sie schrieben. Bei mir geht es ohne alle Reflexion ab und ich habe mich dabei trefflich konservirt. Meine Freunde sagen mir Alles. Sie werden bestätigen, Herr von Goethe, daß das Schaffen des echten Dichters unbewußt ist.

Goethe. Gott straf mich! Was Neues! — Heda Enterpchen, Thalia, Melpomene und ihr andern sechs Mädchen. Liebe Dinger — da, Urania, nur ein Küßchen — seht euch einmal den Mann da an! Was sagt ihr zu dem? Darf ich Sie vorstellen? Herr Dr. Paul Heyse. Wünscht euch näher kennen zu lernen, ihr Mädchen —

Alle neun Musen (knixen).

Welche angenehme Ueberraschung! Das ist hübsch von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie auch da sind! —

Euterpe. Ach, wie entzückend! Wie entzückend! Ich habe Ihre sämtlichen Novellen gelesen, Herr Doktor! Schon im Mädchenpensionat habe ich sie gelesen!

Alle neun Musen.

Ich auch! Ich auch!

Goethe. Seh Einer die Mädchen an! Ganz ausgelassen! (bei Seite) Du, Schiller, er wird mir verdächtig — he, Wieland —

Wieland. Versteh schon, lieber Goethe. Soll uns nicht in's Gehege kommen.

Heyse (zu den Musen.) Ein so freundlicher Empfang, meine lieben, jungen Freundinnen, versöhnt mich. Es freut mich, daß Sie mir dieselbe reizende Teilnahme zu Teil werden lassen, wie unserm theuren Freund Goethe. Ihnen kann ich es ja sagen: ich verehre ihn, den trefflichen Goethe, über Alles. Merkwürdig! Merkwürdig, daß das zartere Geschlecht uns Beiden so viel Teilnahme schenkt. Als Goethe in die fünfziger Jahre kam, sah er sich in einer Periode der Vereinsamung. Merkwürdig. Auch ich vereinsamte. Ein Feuilleton der Frankfurter Zeitung hat dies eingehend dargelegt. Ich lese zwar keine Kritiken, aber meine Freunde —

Goethe (behaglich.) Ach, ja, die guten Freunde!

Heyse. Ja, Goethe und ich, wir vereinsamten Beide. Wir haben viel Ähnliches miteinander. Uns Beide nannte auch die Kritik „weibliche Talente" — ich lese zwar niemals die Kritiken, die man über mich schreibt, meine Damen — aber meine Freundinnen —

Euterpe. Ei, hatten Sie auch Freundinnen?

Heyse. Meine Damen — in allen Ehren! In allen Ehren! Sehen Sie, hier beginnt der Unterschied zwischen mir und Goethe. Es ist überhaupt ein Unterschied zwischen Goethe und mir. Goethes Freundinnen waren meist jünger als er, meine Freundinnen zumeist verhältnismäßig älter als ich. Also in allen Ehren! Sie sehen, es ist denn doch ein kleiner Unterschied zwischen Goethe und mir. Zwar machte er sehr viele Sprüche und auch ich meinesteils spreche sehr viel. Ich mache auf Alles einen Spruch. Was nun Goethe anlangt, sehen Sie, so war er denn doch kein Dramatiker —

Melpomene. Aber mein Freund Schiller —

Heyse. Man sagt es, mein Fräulein. Man sagt es. Was Wildenbruch, Voß oder gar Lindau und Konsorten anlangt, meine Damen, so — die Herren möchten auch hier herein, aber — ja, was wollt ich sagen — halten Sie diese Herren für Dramatiker? Dramatiker, ich bitte Sie! Deutschland ist nicht so reich an Dramatikern. Was nun Goethe anlangt, so hatte er ja ein wunderschönes poetisches Talent, aber ein Dramatiker — nein, meine Damen! Und dies ist eben der Unterschied zwischen uns. Richard Voß ist ein hübsches dramatisches Talent; aber ich fürchte — ich fürchte — ich will ja nicht leugnen, daß dramatisches Talent noch vorhanden ist, aber, meine Damen, ich frage Sie, halten Sie all diese Herren für Dramatiker? Ich bitte Sie! Was Goethes Sprüche anlangt, so — fürchten Sie nicht, daß ich Etwas an Goethe tadeln wollte — aber das werden Sie zugeben, daß seine Sprüche denn doch manchmal — wie gesagt, Sprüche mache ich zu meiner Erholung — heitere Scherze! Goethes Sprüche sind offen gestanden —

Goethe. Allmählig thaut er auf.

Heyse. Meine Freundinnen, echte Vornehmheit, sittliche Aristokratie, das ist mein Bekenntnis. Jene Vornehmheit adeliger Naturen, welche sich selbst niemals preisgeben und deren Handeln nicht unter das gemeine Sittengesetz fällt. Goethe war ein Demokrat. Das Drama ist eine aristokratische Kunst. Wie konnte Goethe ein Dramatiker sein? Vornehm zu sein, das ist die Aufgabe dramatischer Helden. Das Tragische ist das Vornehme, das Adelige, das gegen das Unadelige unterliegt. Melpomene, süße, adelige Seele! Umarmen Sie mich! Auch Sie Thalia, vornehmes Frauengemüt, küssen Sie mich! Vornehm zu sein, ist Alles! Euterpe — auch Sie — Polyhymnia auch Sie sind vornehm — Was könnten vornehme Menschen nicht auch Alles vornehmen — verstehen Sie mich, Klio?

Klio. Geliebter Mann! (sie umarmt ihn.)

(Er umarmt eine nach der andern. Große Rührung. Melpomene wischt sich eine Thräne aus den Augen. Thalia schluchzt.)

Goethe (schmunzelnd.) Seh Einer! Mit Speck fängt man Mäuse. Der reine Rattenfänger.

Euterpe (bei Seite zitierend zu Klio.) „Und hast Du auch gesehen, was er für hübsche kleine, weiße Ohren hat?"

Wieland. Der wahre Don Juan! Wie er die Mädchen kirrt!

Heyse (aufhorchend.) Wie war mir doch? Don Juan? Kleine weiße Ohren? Wer sprach hier von kleinen weißen Ohren?

Euterpe. Ich, geliebter Paul! Ich citierte Dich!

Heyse. „Don Juans Ende!" Du kennst es? (zu Göthe und Wieland) Nun, meine Herren, man kennt mich also doch hier? Man liest mich hier. Man kennt meine Dramatischen Werke!

Goethe. Dann müssen sie als Kontrebande eingeschmuggelt sein. Was haben Sie geschrieben? „Don Juans Ende?" Und ihr Mädchen habt so eine Geschichte gelesen? Hinter meinem Rücken? Apollo, Apollo, es ist nicht mehr Alles, wie es sein sollte! Was haben Sie noch geschrieben?

Heyse. Alkibiades, Drama in drei Akten. Im Kreise meiner Freunde als ein Meisterwerk bekannt.

Goethe. Erzählen Sie rasch den Inhalt.

Heyse. Er liebt sie, sie liebt ihn, er liebt auch sie und sie liebt auch ihn, eine Andere nämlich. Alkibiades weiß nicht, für welche er sich entscheiden soll —

Wieland. Herkules meinen Sie!

Heyse. Alkibiades, sag ich!

Wieland (schreiend.) Haltet ihn! Haltet ihn! Er hat meine Bücher aufgewärmt! Er hat meine Alceste abgeschrieben. Meine Alceste! Ich kenne das Buch! Ich habe diesen Alkibiades gelesen. Euterpe hat es mir unter der Hand gegeben! Schmuggelwaare! Hätte ich geahnt, daß dieses wattierte Griechentum von Ihnen ist, Herr Paul Heyse, hätte ich mich gleich geregt. (laut schreiend) Merkur! Sie haben mich wieder nachgedruckt! Meinen Herkules! Sie haben mich schon wieder nachgedruckt!

Goethe (lachend.) Gott straf mich! Haben Sie jemals „Götter, Helden und Wieland" gelesen, Herr Paul Heyse? und das hat Ihnen keinen Schrecken versetzt? Wieland, komm zu Dir. Wieland, Heyse! Was habe ich gesagt? Was sagte mein Herkules? „Siehst Du, wären mir die Weiber begegnet, Eine unter den Arm, Eine unter den und alle Beide hätten mit fortgemußt!" Komm zu Dir, Wieland!

Wieland. Hast Du mich deßhalb in einer Nachtmütze in Charons Nachen überfahren lassen, Wolfgang, daß da jetzt wieder einer kommt und meine Nachtmütze über die Ohren zieht? Meine Nachtmütze ist meine Nachtmütze, die laß ich mir nicht nehmen! Er hat meine sämtlichen Werke neu aufgewärmt, ich sag's ihm in's Gesicht! Meine Bücher gehen nicht mehr. Ich weiß, woher die Konkurrenz kommt.

Goethe. Nach der Art wie er sich hier tugendsam eingeführt hat mit einer gewissen adeligen Tugend möcht ich's fast glauben. Vornehmheit! Tugend! Wieland, Heyse! „Ich bin doch auch in der Welt herumgekommen und ist mir Nichts so begegnet." Heyse, wie heißt die Devise? Lesen Sie meinen Herkules über diesen guten Wieland, es trifft Sie mit. Alte Geschichten! Gott hab sie selig!

Wieland. Ich bestehe aber auf meinem Recht. Ich war meiner Zeit auch ein Dramatiker. Aber eine Konkurrenz mit meinen eigenen Figuren, die verbitt ich mir. Er hat ihnen neue Namen gegeben und andere Etiquetten aufgeklebt und mich bei meinem Publikum verdrängt. Es liest mich kein Mensch mehr, Gerechtigkeit muß auch sein!

Goethe. Lessing solls entscheiden. Er soll auch den Richterspruch sprechen. Kommt, ihr Mädchen, erholt euch! Seid angegriffen? Klopstock, Lessing, herkommen! Hörst Du, Lessing?

Lessing. Bin schon da! — Dramatiker sind Sie, Herr Heyse?

Heyse. Zu dienen. Was übrigens die „Hamburgische Dramaturgie" anlangt —

Lessing. Welches nennen Sie Ihr dramatisches Hauptwerk?

Heyse. „Don Juans Ende."

Lessing. Erzählen Sie die Geschichte. Handlung, Sinn, Bedeutung —

Heyse. Zu dienen. Nachdem also, meine Herren und Damen, eine größere Anzahl von Dichtern wie Grabbe, Moliere, Julius Hart, Alfred Friedmann, Mozart, Byron sich mit dem Don Juanproblem beschäftigt hatten und, sozusagen, daran gescheitert waren, beschloß ich das Problem zu lösen. Meine Vorgänger hatten fast alle den Fehler begangen, Don Juan in seiner Eigenschaft als Don Juan zu schildern. So besonders der englische Lord Byron. Excellenz Goethe nannte diesen Byron'schen „Don Juan" ein „grenzenlos geniales Werk." Gestatten Sie mir gleichfalls dieser Meinung zu sein, nur in einem Punkte nicht. Byron schildert diesen „Don Juan" als einen lüderlichen Menschen. Schon mit sechzehn Jahren geräth er in die intimere Gegend des Boudoirs einer schönen Frau. Er geräth dann weiter in allerhand galante Abenteuer, sogar in den Harem des Sultans und verübt an mehr als einem Dutzend schöner Frauen allerhand interessante

Liebenswürdigkeiten. Von Weib zu Weib flattert er, um jede im Stiche zu lassen. Gestatten Sie mir zu bemerken, daß ich diese Auffassung Don Juans als eines — Don Juan für nicht recht vornehm halte. Obwohl Byron ein Aristokrat war, so ist eben sein „Don Juan" denn doch keine rechte adelige Natur. Sie wissen, daß ich geistig nur mit vornehmen Naturen verkehre. Ich beschloß also, das Don Juanproblem auch vornehm zu lösen. Wozu Don Juan als einen lüderlichen Menschen schildern und junge Damen in Verlegenheit bringen durch die Darstellung seiner Lascivitäten? Ich lasse also Don Juan einen anständigen Menschen sein. Wenn er in meiner Tragödie auftritt, hat er seine Jugendthorheiten alle hinter sich. Ich lege ihm das bedeutende Wort in den Mund, daß er ein „ausgebrannter Krater" sei. Damit ist glaubwürdig bezeugt, daß er in der That Don Juan ist. Es ist gar kein Zweifel daran. Wollen wir Don Juan als einen rechten Don Juan schildern, so darf er vor Allem keine Don Juanerie vor unseren Augen begehen. Mein Don Juan lernt nun einen jungen Mann kennen. Er liebt diesen jungen Mann. Welche junge Dame könnte daran Anstoß nehmen, daß er diesen jungen Mann liebt? Nachdem er dem jungen Mann auch gesagt, wie sehr er sich sehne nach Freundschaft, sehen wir, daß dieser junge Mann ein Mädchen liebt. Dieses Mädchen ist die Tochter von einer einstigen Freundin Don Juans. Sie haben sich aber mit einander überworfen. Der junge Mann aber, den Don Juan aus Versehen liebt, ist sein Sohn. Der Knoten ist geschürzt. Don Juan wird eifersüchtig auf das Mädchen, der Vater wird eifersüchtig auf die Braut des Sohnes, weil er selbst seinen Sohn liebt. Don Juan also eifersüchtig auf die Liebe eines Weibes zu einem Manne. Die Geschichte, meine Herren, spielt in Neapel. Don Juan will den Sohn aus den Banden des Weibes reißen. Er versteckt sich also im Boudoir des Mädchens hinter ihrem Bett. Er weiß, daß sein Sohn das Zimmer betreten wird. Dann weiß er, daß er hervorschreiten wird aus dem Versteck. Das Mädchen kommt, entkleidet sich langsam, spricht zur Amme von ihrem Geliebten und sagt: „Hast du gesehen, was er für hübsche kleine weiße Ohren hat? Und wie ihm das schwarze Wamms steht?" Beobachten Sie wohl den feinen Zug. Das Mädchen ist entzückt über die „kleinen weißen Ohren" ihres Liebhabers! Ist so etwas schon dagewesen? Der Sohn erscheint, Don Juan tritt vor, der Sohn glaubt Don Juan habe seine Braut verführt — großartiges dramatisches Rencontre. Ende natürlich tragisch. Die beiden jungen Leute müssen sterben. Don Juan hat wiederholt betont, daß er ein Vulkan sei, ein ausgebrannter. In Folge dessen lasse ich ihn mit Selbstbewußtsein in den Vesuv gehen. Es ist das die einzige Art des Selbstmords, die für Don Juan paßt. Ich versichere Ihnen, meine Verehrten, daß es sich sehr gut macht, auf der Bühne den Vesuv dampfen und flammen zu sehen. Dies, meine Herren, ist die Lösung des „Don Juan"-Problems. Sie werden zugeben, daß ich, indem ich vollkommen ignorirte, daß Don Juan mit den Weibern sich in schlechten Ruf gebracht hat, trotzdem alle meine Vorgänger an Don Juanerie übertroffen und zu gleicher Zeit Don Juans guten Ruf wieder hergestellt habe. Was sagen Sie dazu?

Wieland. Hm! hm! Lessing, welche Strafe verhängst du ihm?

Lessing. Er ist verurteilt, uns den Inhalt seiner sämtlichen Dramen in gleicher Weise zu erzählen ohne sich zu langweilen oder rot zu werden. Darnach soll er die „hamburgische Dramaturgie" auswendig lernen.

Heyse. Dagegen protestir ich. Ich erkenne sie nicht an — ich verstoße fortwährend gegen sie —

Lessing. Freilich, Herr Doktor. Sie haben Ihre Gründe dazu. Ich las neulich ein Buch von Ihnen: „Unvergeßbare Worte" hieß es. Sie kommen da auch auf Shakespeares „Macbeth" zu sprechen und finden, daß sein Tod doch nur „den ganz prosaischen Gerechtigkeitssinn befriedigt." Sie finden, daß das Tragische, wie Sie sagen, so beschaffen sei: „hierin liegt das Recht und das Verhängniß aller wahrhaft tragischen Helden, daß ihr innerer Adel in der armseligen Welt, die ihre Gesetze nach dem Mittelmaß der Schwäche eingerichtet hat, sie in hoffnungslose Kämpfe stürzt, wo sie von der Wucht der Alltäglichkeit erdrückt werden." Sie meinen, „daß eine Schuld nur tragisch

genannt werden darf, wenn sie vor dem Richterstuhl der wahren Sittlichkeit als Unschuld erscheint." Liebster Herr, als ich das las, kam ich mir erst ganz erschrecklich dumm vor. Ich habe da, als ich noch lebte, ein Langes und Breites über Aristoteles geschrieben und daß die Tragödie Furcht und Mitleid erregen solle, habe auch einiges von der Nemesis der Griechen gesagt. Mit drei Wörtchen, wie mit dem kleinen Finger, haben Sie diese meine Denkarbeit in Ihren Sätzen weggeschnippt und und ich dachte, das muß ein gewaltig grausam großer Geist sein, der den Lessing-Aristoteles wie ein Kartenblatt umbläst! Ein paar abgedankte Schulfüchse haben Ihnen ja auch Bravo! dazu geklatscht, wie ich höre. Ich habe mich aber wieder von diesem Schrecken erholt, lieber Mann, seit ich Sie da vor mir stehen sehe! O über Euer neunzehnhundertjähriges Philistertum, das eine ehrliche Schuld in eine Unschuld verwandeln muß, wenn es tragisch fühlen soll! Habt Ihr keine Kraft mehr, eine große Schuld auf Euch zu laden, sollt Ihr auch nicht meinen, Ihr dürftet in tragicis mitreden! Gerechtigkeitssinn ist Euch prosaisch: ich aber rufe Euch zu mit dem Chore der Eumeniden: νεμεσις! νεμεσαν! Nemesis! Aber da schauert Euer furchtsames Herz sammt seinem inneren Adel wie ein Sinnpflänzchen zusammen und statt der großen Furcht, die ihr erregen sollt, fürchtet Ihr Euch selber, wenn Ihr ein ehrlich Trauerspiel schreibt, und statt des Mitleids, das man mit Eurem Helden fühlen soll, hat man Mitleid mit Euren sämmtlichen Stücken. Ist Euch die Welt armselig? Sind die Gesetze nach Mittelmaß der Schwäche eingerichtet? Als Kain seinen Bruder Abel erschlug und der Tod in die Welt kam und ihm das Gesetz und die ewige Nemesis ein Kainszeichen in die Stirn brannte, wo war da ein „Mittelmaß der Schwäche," das ihn frug: Kain, wo ist Dein Bruder Abel? Eure eigne Armseligkeit und Schwäche läßt Euch den Herrgott selbst oder dieses große All, in dem ewige, furchtbare Gesetze walten, als ein schwindsüchtiges Durchschnittsproblem erscheinen! Ihr habt es weit gebracht, alter Herr! Innerer Adel! Was ist Euer Adel anders als der Glacéhandschuh, mit dem Ihr die Sünden der Welt antippt, weil Ihr fürchtet, Ihr möchtet Euch Eure Finger verbrennen, wenn Ihr an das eigne erschaudernde furchtbare Gewissen glauben müßtet? Ich aber sage Euch: es ist nicht im einzelnen Menschen eine Spur von Adel, die tragisch wäre, außer dem Gewissen, wohl aber ist in der Menschheit ein Adel und er heißet: Furcht, Mitleid, Nemesis! In Eurem Zuschauer sollt Ihr diesen Adel wachrufen, indem Ihr ihm zeigt, was Ihr das Unadelige, Unedle nennt: eine ehrliche, schuldige Schuld! Und Ihr lasset Eure Unschulds-Marionetten statt dessen sich vor ihrem Spiegel prostituieren, um von ihrem eigenen Adel zu räsonieren — und Ihr habt den Lessing glücklich umgestülpt, wie einen altwaschenen Handschuh! Was kann das Ende vom Liede sein? Don Juans Ende! Wir haben dies Ende erlebt. Gott besser's!

Göthe. Sie sehen, er ist immer noch der Alte, Herr Doktor! Bitten Sie ihm Ihre dramaturgischen Sünden und kunstphilosophischen Gelegenheitsunmaßgeblichkeiten reumütig ab. Vielleicht ist er doch noch zu versöhnen. —

Heyse. Offen gestanden, Excellenz Goethe, von Ihnen hätte ich so etwas am allerwenigsten erwartet! Ich empfehle mich!

Die Unsterblichen.

Dableiben! Dableiben!

Marsyas (gemütlich) Ist er nun genug durchgeschwefelt, heiliger Apoll?

Apollo. Er ist genug durchgeschwefelt und soll zu uns gehören. Die Unsterblichen müssen über die Gesundheit dieses dichterischen Kreises wachen. Es muß jeder durchgeschwefelt werden, auf daß er keine irdischen Krankheiten in dieses heitere Reich der Verföhnung bringe. Uebergießen wir ihn auch hie und da mit salziger Lauge, desinfizieren wir ihn auch mit aristophanischer Carbolsäure, so geschieht's ja nur um seinetwillen. Herr Dr. Paul Heyse, Sie sind genügend desinfiziert. Ich erkläre Sie als Mitglied unseres Vereins. Jetzt kommen die Anderen dran.

Goethe (zu den Musen). Na, ihr Mädchen? Geh, Melpomenchen, wenn er auch viel an Dir gesündigt hat, streichle ihn ein Bischen. Gieb ihm ein Küßchen, Terpsichore.

Geht ihm ein wenig um den Bart. Ich will nicht neidisch sein. Es müßten mehr als zehn solcher neuen Goethe's kommen, um mich auszustechen bei euch. Ich will nicht so sein.

Heyse (zu Melpomene). O, Melpomene, wie liebte ich Dich! Aber es war eine unglückliche Liebe —

Melpomene. Eine unglückliche Liebe, mein Teurer. Du hast Recht. —

Erato. Kommt, Ihr Mädchen! Trösten wir ihn über diese unglückliche Liebe. Scherzen wir, lachen wir und lassen wir uns von ihm koquette Küßchen stehlen. Nach dem Schrecken, nach dieser Anstrengung hat er wohl verdient, daß seine neuen Freundinnen ihm zur Entschädigung auch eine Kleinigkeit zukommen lassen. —

Ende.

Naturalismus.

Von M. H. Conrad.

Naturalismus? — Ich muß gestehen,
Nur Schmutz und Fäule gibt's zu sehen
In Eurer natürlichen Kunst und Dichtung.
Es stinkt! Das ist Eurer Wahrheit Wesen!
„So hast Du mit der Nase gelesen,
„Nicht mit Verstand? ... Ist auch eine Richtung!"

Natürliche und vernünftige Zuchtwahl in der Menschheit. *)

Von G. Cristaller.

Man stellt sich die Zuchtwahl in der Regel so vor, als ob durch sie immer die besten Einzelwesen der Gattung erhalten, beziehungsweise gefördert werden müßten. Was sind aber die Bevorzugten in der That? Zunächst eben nur Wesen, welche vermöge ihrer besonderen Eigenart unter den jeweils herrschenden Verhältnissen den größten Vorteil haben. Diese Eigenart ist dann natürlich für ihren Besitzer gut; ob aber die Erhaltung gerade dieser Wesen für die Gattung ein Vorteil sei, das ist eine andere Frage.

Allerdings für die unentwickelten Tiergattungen mag das Gattungs- und das Sonderinteresse immer eins und dasselbe sein: möglichst große Lebensfähigkeit des Einzelnen; auf der menschlichen Stufe aber können beide in Widerspruch treten. Der vorsichtige Bösewicht z. B., der klug genug ist, nicht wie der Verbrecher die gesellschaftliche Verfassung mit großem Risiko zu übertreten, sondern nur wie der Wucherer und Ausbeuter ihre Unvollkommenheit mit großem Vorteil zu benutzen, — dieser Bösewicht ist sehr lebensfähig, im Interesse der Gattung aber der Vernichtung wert. Ebenso der geistig Tiefstehende, dessen ganzes Denken und Streben aufs Materielle geht, der die Andern zur Konkurrenz mit seiner Niedertracht zwingt und das Leben zu einer Hetzjagd macht, bei der für den eigentlichen Endzweck, das Vergnügen, kaum noch Zeit übrig bleibt, — auch dieser Niedertrachtende ist sehr lebensfähig, aber im Interesse der Gattung ist die Zuchtwahl, welche diese niedere Spielart züchtet und die idealeren Elemente aushungert, sehr zu bedauern.

Kurz, beim Menschen ist auch eine schädliche Zuchtwahl möglich; und leider auch wirklich, wie der folgende Ueberblick zeigen soll.

Bei jeder Zuchtwahl sind zwei Strömungen zu unterscheiden. Eine positive wählt aus der Gattung, welche durch die bekannte Verschwendung der Natur fortwährend überfüllt wird, eine beschränkte Anzahl nach bestimmten Gesichtspunkten für die besten Lebensbedingungen aus; die negative entfernt die Uebrigen mehr oder weniger schnell und gründlich aus der Gattung. Ob nun hiedurch der Gattungstypus verbessert oder verschlechtert wird, hängt ganz von den Gesichtspunkten der Auswahl ab.

In der Menschheit ist nun der Hauptgesichtspunkt gar keine persönliche Eigenschaft des Aus-

*) Résumé aus der Schrift: „Die Aristokratie des Geistes als Lösung der sozialen Frage".

gewählten, sondern die Abstammung als solche. Die Erblichkeit des Besitzes dispensirt den Nachkommen des Reichen von der Zensur der Zuchtwahl; sein Tisch ist gleichsam durch ein Stammesabonnement eines Vorfahren von besonderer Tüchtigkeit oder Schlechtigkeit gedeckt, er selbst braucht nicht mehr mit Persönlichem zu bezahlen. Auch der Elendeste kann haben, was im Tierreich nur der Stärkste erkämpft.

Neben der Abstammung sind allerdings auch persönliche Eigenschaften wertvoll, doch weniger als bei den Tieren. Denn die abonnirten Gäste lassen blos wenige Plätze frei, um welche die Andern, die keines bevorzugten Vaters Kinder sind, sich die Hälse brechen dürfen; wiewohl nur mit einem gewissen Anstand, worüber das Auge des Gesetzes wacht.

Leider sind aber die persönlichen Eigenschaften, welche den Einzelnen instandsetzen, sich unter die Abonnierten einzudrängen, nicht immer der Art, daß die Gattung durch dies Zuchtwahlrestchen verbessert würde. Neben manchen guten sind auch recht schlechte Eigenschaften dem Einzelnen ersprießlich und viele gute sind ihm ein Fallstrick.

Zuvörderst eine gute körperliche Beschaffenheit, die doch vom Standpunkt der Gattung aus das erste selbstverständliche Erforderniß wäre, ist im menschlichen Daseinskampf sehr wenig wert. Wer sie besitzt, hat allerdings den Vorteil, sie um so stärker mißhandeln zu können; sonst aber nützt sie nicht viel, und eine conditio sine qua non ist sie jedenfalls nicht. Von der umgekehrten physischen Zuchtwahl im Kriegwollen wir schweigen, da sie allerdings nur Ausnahme ist.

Aber mit den geistigen Eigenschaften steht es wohl besser? Nur Verstand! das ist ja heutzutage alles. Ja, aber nur niederer Verstand, der aufs Materielle geht; nicht hoher Geist, aber Handelsgeist, praktischer Blick, der Produktionsvorteilchen erfindet und mit neuen Kniffen über die spröde Materie triumphiert. Und vor allem Spezialverstand; nicht allgemeine Bildung, die macht höchstens einen angenehmeren Gesellschafter, und kaum das; man liebt diese Art nicht mehr so, wie in der alten Göthezeit. Aber wenn er Spezialist ist, wenn er z. B. Göthes Leben durchstöbert und Göthes Nachtmützen umdreht und von Göthes Geist nichts hat, das ist gut. Oder wenn er gar die Börsenbewegungen versteht, brillant! dann wird er fett. Wer aber seinen Verstand an ideale Gegenstände wendet, der ist nicht praktisch, nur wenn er sehr groß ist und die Masse an ihrem bischen Idealitätsrudiment zu fassen weiß, oder sonst Glück hat, mag es sein. Aber die Mehrheit der Idealgesinnten wird von der heutigen Zuchtwahl ausgemustert.

Wie ists nun mit den Charaktereigenschaften im Daseinskampf? Bezüglich der Tugenden, welche man egoistische nennen könnte, weil sie direkt ihrem Besitzer nützen, wie Vorsicht, Mäßigkeit, Mut, Ausdauer, ist auch die menschliche Zuchtwahl gut; aber diesen guten wird ein Gegengewicht gegeben durch die übliche Prämiirung einiger nichtswürdigen: Feilheit, Kriecherei, lügnerische Höflichkeit und dergleichen.

Hinsichtlich des Verhaltens gegen die Rechte des Nebenmenschen regelt sich die Zuchtwahl fast ausschließlich nach dem groben Kriterium des Strafgesetzes, ist daher im allgemeinen gut, aber schwach und läßt manchen verborgenen Gauner passiren, der eben nur zu den strafbaren Formen der Schlechtigkeit keine Veranlassung hat. Hingegen diejenige Immoralität, welche dem Strafgesetz unerreichbar ist, bleibt überwiegend nützlich; denn ihr Besitzer ist ein moralischer Steuerdefraudant und heimst seinen Anteil an dem Gemeinnutzen, den das moralische Verhalten stiftet, für sich ein, ohne selbst mit zu bezahlen. Man sagt zwar: ehrlich währt am längsten; doch dürfte man dies wohl öfter zu hören als zu sehen bekommen.

Dies ist also die positive Seite der Zuchtwahl. Die negative ist ebenfalls durch die pfuschende Vernunft verdorben. Diese Vernunft hat erkannt, daß alles Uebelgeborne oder im Lauf des Lebens Verdorbene, was die Natur in ihrem Herrschaftsgebiet hinauszuwerfen pflegt, vielmehr sorgfältig konservirt und mit dem Ganzen in möglichst freier Wechselwirkung belassen werden muß, damit es möglichst lange hinsiecht und ins Ganze hineinpestet. Der gütigen Härte, mit welcher die Natur im Physischen vorgeht, bereitet man Schwierigkeiten und baut Siechenhäuser. Im Intellektuellen, wo die Natur der Vernunft die Initiative überlassen hat, thut man nichts. Nur im moralischen Gebiet erlaubt man sich mit schüchterner Hand, das Allerunausstehlichste — hinter Schloß und Riegel zu füttern.

Allein dies Zusammenbleiben und Wechselwirken von Gut und Schlecht ist wohl ziemlich folgen- und bedeutungslos und nur ein Diktler hält sich darüber auf? Hier ist ein kleines Verzeichnis der Folgen.

Da kommt zuerst die Belästigung, welche direkt aus dem Dasein und charakteristischen Verhalten der mangelhaften Exemplare hervorgeht. Hiebei mag von den körperlich Bresthaften und Kranken abgesehen werden; denn sie müssen überwiegend selbst die Last ihres Daseins tragen, und das kleinere Mitleid, das sie auf die Andern überwälzen, möchte noch zu ertragen sein. Aber die Dummen, die umgekehrt in ihrer Haut sich ganz wohlbefinden können, während das Ganze durch sie krank wird, — über die Dummen lacht man wohl, aber logischer wäre es, sie proportional ihrer gesellschaftlichen Bedeutung zu hassen. In unserer geselligen Tiergattung ist der Einzelne nicht mehr seines ganzen Glückes eigener Schmied; vielmehr je höher die Kultur steigt, desto größer wird der Teil meines Wohls oder Wehe, der nicht von mir, sondern von der Gesellschaft kommt; desto mehr gewinnen die gesellschaftlich irgendwie Maßgebenden für mich die Bedeutung meines eigenen Gehirns. Wir müssen uns hier versagen die Macht der geistigen Wechselwirkung im Einzelnen nachzuweisen an den Formen des geselligen Verkehrs, an der Sozialpolitik, an Kunst und Wissenschaft; aber sicher ist in all diesen Gebieten der Einfluß der Dummen nicht minder bedauerlich, als eine Verdumpfung unseres Spezialgehirns. Zu diesen Dummen gehören aber auch die einseitigen Selbstlinge, deren ganzes Denken nur darauf geht, ein abgestecktes Gebiet an sich nicht verwerflicher Thätigkeit möglichst gründlich abzu-

weiden und das Ganze dabei gehen zu lassen wie es will. Die letztgenannten nähern sich schon den moralisch Defekten. Ueber die spezifischen Uebel, welche von diesen kommen, nämlich von den strafbaren Verbrechern, sowie den strafsichern Uebelthätern, auch den moralischen Dickhäutern, welche, ohne gerade Böses zu thun, sich doch auch zu keiner nur gemeinnützigen Handlung aufschwingen können, — über alle diese Ausschußwaare bedarf es keiner erklärenden Worte. Jeder ermißt von selbst ihren großen negativen Wert.

Das sind nun die direkten Unannehmlichkeiten, die eben das Wesen jener unvollkommenen Exemplare ausmachen. Aber hiemit ist der Kreis ihrer Wirksamkeit noch nicht geschlossen. Da ist noch dazu die Ansteckung Andrer. Die physische ist bekannt, weniger die intellektuelle und moralische. Gewisse Possen, die normalen Gehirnen sonst ungefährlich wären, werden bei geeigneter Konstellation epidemisch: Spiritismus, Hegelei, Antisemitismus, Deutschtümelei und dergleichen, wodurch viel wertvolle Kraft verloren geht und schöne Talente schimmlich werden. Aehnlich wird im Moralischen durch das Zusammensein mit den Gemeinen und Niederträchtigen dem an sich Guten die Sympathie mit seiner eigenen Rasse geschwächt; auch sagt ihm sein Verstand frei heraus: da die Moral auf Gegenseitigkeit beruhe, so sei er ein Narr, noch über das gesetzlich erzwungene Minimum hinaus moralisch zu sein, da die Andern nicht mitthun. Auf diese doppelte Weise wird der Charakter angefressen und vor allzugroßer Vollkommenheit bewahrt.

Neben dieser Uebertragung des Defekts auf Gleichzeitige bewirkt der Ausschuß auch eine Uebertragung auf Spätere durch Vererbung. Die Gattung hat ein bestimmtes Kapital von körperlichen und geistigen Eigenschaften, die fortwährend durch geschlechtliche Kreuzungen hin und her getauscht und kombinirt werden, sowie auch durch die Erlebnisse der jeweiligen Träger, gleichsam den Schmiedehammer des Schicksals, zum besseren oder schlechteren umgebildet werden. Die menschliche Zuchtwahl aber fegt das Verdorbene nicht hinaus, sondern läßt es von Generation zu Generation zirkuliren und am Gattungsleib fortschwären.

Fernerhin ist der Ausschuß unserer Gattung eine Ursache gesellschaftlicher Unfreiheit. Wie eine Zwangsjacke umgeben den Höherentwickelten Sitten und Gesetze, die er selbst nicht brauchte, sondern nur die zurückgebliebene Masse. Immer soll er sich noch gängeln lassen, weil seine Kameraden nicht gehen können; will er das nicht, so kommt er in tragische Konflikte. Und da haben wir dann das Vergnügen, im Theater zu sehen und in Romanen zu lesen, wie urwüchsige Naturen an elenden Schranken sich die Köpfe einrennen; Glück oder Leben geht ihnen drauf, aber ihr Freiheitssinn triumphirt, und mit ihm der unsrige in der Idee, recht billig; indeß wir im Leben spießbürgerlich ducken und Jahr um Jahr die eigene Urwüchsigkeit mehr zum Teufel geht.

O daß die Dichtung weniger Tragik und das Leben mehr Freiheit hätte! Warum aber vereinigen die Gezwängten und Geplagten sich nicht? Statt einzeln sich die Köpfe einzurennen oder langsam sich zu philistrieren, warum stürmen sie nicht zusammen, vereint eine glückliche Tragödie zu leben? Weil das leere Phantasieen sind, nichts weiter!

Aber lassen wir nun, was sonst noch über die Zuchtwahl zu räsonnieren wäre, über die Arbeitsvermehrung durch allerlei Anstalten, Medizin, Justiz, den Maulkorb der Menschenbestie, über die Gegengesellschaft, den unglücklichen Parasiten der positiven; lassen wir alles das. Wir wissen schon, die Vernunft hat hineingepfuscht; möge sie sich besinnen und künftig hineinmeistern, eine vernünftige Zuchtwahl schaffen.

Davon ist der Anfang, das bisher Versäumte nachzuholen. Was so lange widernatürlich in der Gattung festgehalten worden, muß zusammen allmählich losgelöst und vom höherentwickelten Teil gründlich genug, um ihn nicht mehr zu stören, getrennt werden: die Zuchtwahl führt zur Entzweiung der Gattung.

Man hat wohl schon ironisch im Namen des Darwinismus bedauert, daß man auch gar keine Arten durch Zuchtwahl entstehen sehe. Wohlweislich, (sagt man den Anhängern dieser Lehre), nehmt ihr Millionen und Milliarden von Jahren für eure Artgeburten in Anspruch, damit nur ja der Teil des interessanten Vorgangs, den ihr in der Gegenwart nachweisen müßtet, recht klein sei, so klein, daß man euch nicht verübeln kann, wenn nur ihr ihn zu sehen vermögt.

Doch wie, wenn wir ihn recht gut sehen und zeigen könnten? Zwar die unteren Tiergattungen bleiben stationär, denn die möglichen niederen Existenzformen sind schon alle besetzt; das niedere Tier kann durch den Daseinskampf heute in keine neuen Lebensbedingungen mehr gedrängt werden, unter denen die Zuchtwahl durch veränderte Auswahlkriterien eine veränderte Rasse züchtete; im Tierreich wirkt die Zuchtwahl nur erhaltend. Schon lange aber knospt es am Stammbaum der Arten, da, wo eine neue höchste hervorkommen soll, es sind auch schon Zweiglein hervorgeschossen, nur war ihre Zeit noch nicht reif, ihr Frühling noch nicht gekommen, und sie mußten wieder absterben. Oder baar gesprochen: alle Aristokratieen, die durch weltgeschichtliche Zuchtwahl emporgestiegen und gesunken sind, waren Ansätze zur Bildung einer neuen Art, einer höheren Menschenrasse. Man denke an das indische Kastenwesen, war diese Entzweiung nicht stark? oder an den mittelalterlichen Adel; war dessen Sonderbewußtsein nicht schon hochentwickelt? Der Bauer war zwar „auch ein Mensch sozusagen", aber doch ein ganz andrer als der adelige Herr; man mußte sich drauf besinnen, wenn man es auch nicht leugnen konnte; und der Bauer war auch ganz damit einverstanden, im allgemeinen.

Warum sind nun diese kräftigen Entzweiungstriebe noch immer unfruchtbar geblieben? Jedenfalls schon deshalb, weil die Zuchtwahl verdorben war und nicht die wahren Fortschrittsträger auswählte. Vor allem aber, weil die Zeit noch nicht reif war. Zur sozialen Trennung genügt das selbstische Interesse des Stärkeren, das immer da war; die zoologische kann nur eintreten, wenn die wachsende Kultur so hoch gediehen ist, daß ihr Dasein oder Mangel eine spezifische Verschieden-

heit am menschlichen Zweifüßler erzeugt. Denn das Maßgebende bei der Entzweiung der Vernunfttiergattung muß das Gehirn sein, wie schon bei der Loslösung des Menschentums vom Affentum der Fall war. Wer wollte die Spezifität schon der heutigen Gehirnunterschiede leugnen? Hier der geniale Intellekt, der willensfreier Erkenntnis fähig ist, der das Allgemeine erfaßt und das Ganze umfaßt; dort der gemeine Intellekt, der, wenn auch noch so routiniert, doch immer am Konkreten, Einzelnen, Eigenen klebt. Und hier das feine Gemüt, das wie mit einer Weltseele in Verbindung steht und das Schicksal des Nächsten wie der Menschheit mitempfindet; dort das stumpfe Gemüt, dessen ganzer Fühlbereich an der höchsteigenen Hautfläche seine Grenze hat. Das sind Unterschiede, so wesentlich für die menschlichen Verhältnisse, wie nur irgendwelche Tiergattung trennenden. Freilich in dieser Gesellschaft wird immer alles durcheinandergemischt; hier überbietet die Natur sich blos, damit ihr Höchstes wieder untergeht im Meer des Gemeinen; auch ihr unzweifelhaftester Adel muß in prinziplosen Kreuzungen immer wieder mit Plebejerblut versetzt werden. Muß? Nur so lang man es dulden will.

Doch genug. Die Art und Weise wie nach den Vorstellungen des Verfassers sich die Entzweiung der Kulturmenschheit unter Beihilfe der vernünftigen Absicht vollzieht, glaubt er hier nicht in Kürze aus seiner Schrift resümiren zu können. Schon dort ist es wohl fast zu bündig, zu kurz wenigstens für die übliche Zaghaftigkeit des Denkens, die an nichts glauben kann, als was schon wirklich ist. Doch wenn uns Erwünschtes geschehen soll, wenn unsere Wünsche und Einsichten unter den Ursachen mitwirken sollen, welche das Schicksal der Menschheit gestalten, dann muß auch unser Denken zu einiger Kühnheit, ja selbst wohlberechneter Härte sich erheben.

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nach vollendeter Malzeit blieb, was an Eltern zugegen war, noch sitzen; Artemis aber erhob sich mit ihrem früheren Säugling und lud Marcian ein, mit ihnen einen Spaziergang im Garten zu machen. Nur wegen der großen Achtung, die ihm die Gottesfürchtigkeit der Matrone einflößte, glaubte er dem Rufe folgen zu dürfen. Er machte mehrere Versuche, die Unterhaltung auf theologisches Gebiet hinüber zu spielen, aber Artemis, die ja doch zuerst Amme war und dann erst Betschwester wurde, wußte auszuweichen, und als es ihr gelungen war, die jungen Leute selbst in ein Gespräch zu verwickeln, absentierte sie sich.

O Marcian, sagte Angela und ergriff den Arm des Spröden, entsinnst du dich noch, wie wir da unten in der schönen Meeresbucht hin und her fuhren?

Mit welch' unnützem Treiben wird doch die Jugendzeit vergeudet, erwiderte dieser.

Aber bedenke, wir waren noch Kinder, fröhliche Kinder!

Oh, auch Kinder sollten manchmal fähig sein, die Eitelkeit der Welt zu begreifen und zu verachten.

Unmöglich! das wären ja dann gar keine rechten Kinder!

Dem Körper nach doch. Aber ihre Seele reifte dann frühe unter dem Licht einer besonderen Gnade. Mich hat der Himmel erst sehr spät begünstigt und ich habe viel nachzuholen.

Aber Marcian, in den Himmel kommen wir schon noch. Jetzt liegt das Leben heiter und lustig vor uns ausgebreitet. Deine Eltern wollen, daß du heiratest . . .

Angela unterstützte diese offene Ansprache durch einen Druck auf Marcians Arm, und einen Blick, der jedoch sein Ziel verfehlte, da er das Gesicht abwandte.

Hast du mich nicht verstanden, Lieber? Eine Frau sollst du nehmen, meint dein Vater und deine Mutter. Was hältst du davon?

Angela, rief Marcian, sich ihrem Arme energisch entwindend, es soll dir nicht gelingen, mir die Ruhe des Herzens zu rauben. Ich bin für die Einsamkeit bestimmt, und was ich dem Himmel und mir selbst gelobt habe, werde ich halten.

Ohne Erlaubnis unserer Eltern dürfen wir zwei noch gar nichts geloben, meinte altklug das Mädchen.

Das weiß ich besser; lies nur den Chrysostomus. Das kleinste Kind, wenn es die Nichtigkeit der Welt einsieht, darf ihr entsagen, die Eltern mögen einverstanden sein oder nicht. Die Erleuchtung kann niemals abhängig sein von der Kurzsichtigkeit. Und wer mit Gewalt abgehalten wird, sein Heil zu suchen, der darf sogar List anwenden. Hat nicht auch Sauls Tochter ihren Vater betrogen?

Angela konnte nichts erwidern, da sie im alten Testament nicht zu Hause war; wohl aber sah sie ein, daß in Marcian ein herzensguter Jüngling für die Gesellschaft verloren gehe, und das kränkte sie so, daß sie traurig seitwärts trat, was der Andere benützt hätte, um zu fliehen, wenn ihm nicht Artemis, als wirkliche Beherrscherin der Gebüsche, entgegengetreten wäre.

Was soll ich von dir denken, hub sie an, du behandelst Angela so, daß sie weint.

Glücklich, wer die Gabe der Thränen besitzt.

Alles zu seiner Zeit, meinte die Amme. Du merktest doch, daß sie dich liebt.

Ich liebe sie auch. Wir sollen uns ja Alle lieben, wie Brüder und Schwestern.

Aber lauter Brüder und Schwestern kann es ja doch nicht geben auf Erden, mein Junge.

Es wäre gut, wenn es so wäre. Ach!

Sprich nicht so einfältig, Marcian! Deine Eltern meinen, du solltest trachten, das Oelgeschäft zu bekommen. Aber es gibt kein Glück und kein Gedeihen für einen Mann, ohne treue Lebensgefährtin. Und eine bessere als Angela kannst du dir nicht wünschen. Sie ist hübsch, das siehst du. Daß sie auch fromm ist, kannst du dir denken, denn ich habe sie erzogen. Sie hat noch nie nach einem Manne geschielt. Aber nun ist die Zeit gekommen, die Gott gesetzt für sie und dich. Das Volk des Herrn muß groß werden, das gilt jetzt für die Christen. Auch wir müssen uns vermehren wie die Sterne des Himmels, wie der Sand am Meere. Na, was ist's? Willst du eine bloße Sternschnuppe sein, die am Himmel querüber fährt und in der Luft verpufft? Ich sage geradezu: sei rechtschaffen, denn das Mädchen liebt dich von Herzen, und du darfst sie nicht unglücklich machen.

Wir taugen nicht für einander. Die Schuld liegt aber nicht an ihr, sondern an mir, denn ich tauge für Angela nicht, für keine.

Ist das die Möglichkeit? rief Artemis, die Hände ringend. Ich bin doch auch christlich auferzogen, aber heiraten wollte ich und hätt' ich einen Heiden nehmen müssen.

Marcian schrak zusammen. Aber doch keinen Ketzer? meinte er.

Zu meiner Zeit gab's keine Ketzer, bemerkte die Alte. In Nikomedien that sich einmal ein gewisser Eutychos auf, ein Schustergeselle, ein ganz klebriges Bürschchen; man sah's ihm an, daß an seiner Ketzerei nicht viel sein konnte. Seitdem war's stille bis auf die jetzige Geschichte mit dem Arius, die aber auch auf dem letzten Loche pfeift. Nein, Marcian, wir können ruhig sein; heirate du nur immer zu, der Glaube ist geborgen.

In diesem Augenblick erschienen Skopas und Theodor auf dem Vorplatz des Hauses. Angela war bereits zu Dorotheen geeilt, um ihren Aerger mittelst eines Thränenbächleins abströmen zu lassen. Theodor machte Miene, seinen Sohn in's Gebet zu nehmen, wobei es vielleicht nicht ganz ohne Püffe abgegangen wäre, aber Skopas hielt ihn zurück. Hab Dank, sagte er, für deine Gastfreundschaft. Wir bleiben auch ferner Freunde und gute Nachbarn. Dein Junge —

Ist auf dem besten Wege, ein Narr zu werden, fiel Theodor ärgerlich ein und warf der Amme ihre veilchenblaue Palla so unwirsch um die Schultern, daß das Haarnetz der Alten in Gefahr geriet. Während er den Gästen noch eine Strecke das Geleite gab, hatte Dorothea Mühe, ihren störrigen Sohn zu finden. In einer entfernten Ecke des Gartens kniete er auf dem Boden, sein Psalterion in der Hand.

Was thust du, ich bitte dich: wer wird auf Steinen knien?

Wohl denen, antwortete Marcian, die nicht sitzen — so fängt nämlich ein Psalmenvers an, um die weiteren Worte kümmerte er sich nicht.

Wohl denen, die nicht sitzen — wiederholte er.

Steh doch auf und hilf mir im Gewölbe! Es müssen noch Waaren gepackt werden. Der Kameeltreiber will morgen fort . . . Steh auf, Kind!

Das wäre mir das Wahre, wenn ich mich durch solche irdische Dinge vom Weg des Heils abbringen ließe. Heute käme ein Kameeltreiber, morgen ein Esels-treiber, übermorgen wieder ein Kameeltreiber — und ich müßte jedem zu dienſten ſtehen, um am Ende meine ewige Seligkeit einzubüßen.

Undankbarer, rief jetzt die Frau empört, wovon nährt dich denn dein Vater als durch ſeine Arbeit?

Gebt mir immerhin eine Arbeit, erwiderte Marcian, aber eine ſolche, die den Körper abtödtet, nicht den Geiſt. Ich kann nicht Geſchäfte machen, handeln und betrügen und zugleich beten und meinem Gott dienen.

Dorothea wollte zu einem Schlage ausholen, als ſich ihr der Jüngling, die Hände über die Bruſt gelegt, entgegenneigte. Mit der kreiſchend herausgeſtoßenen Frage: Wer hat mir mein Kind berückt und verzaubert? eilte ſie ins Haus zurück und ſetzte ſich auf den Eſtrich, düſter vor ſich hinblickend. (Forts. folgt).

Winterſtimmung.

Von Maximilian Bern.

Nicht daß die Schwalben fortgezogen,
Des Herbſtes Farbenpracht verblüht,
Verſtummt die Quellen, kahl die Bäume, —
Schmerzt mich im innerſten Gemüt.

Mich quält die Schwermut nicht, die ewig
Der Erde Todesſtarre weckt;
Der Nebel iſt's, der mich durchſchauert,
Des Winters Härte, die mich ſchreckt.

Wenn matt durch's Wolkengrau die Sonne
Auf nackte Armut niederſcheint,
Dann fühl' ich, daß mit Not und Hunger
Sich nun der Froſt bei Vielen eint,

Und daß, wenn durch die öden Straßen
Der Nachtſturm rauh und eiſig fegt,
Kein Stroh manch Obdachloſer findet,
Wo er ſein Haupt zur Ruhe legt . . .

Die Arleſerin.

Frei nach Alphonſe Daudet.

Geht man von meiner Mühle ins Dorf hinab, ſo kommt man vor einem Bauernhauſe vorbei, das einſam in einem großen Hofe ſteht, der mit Maulbeerbäumen bepflanzt iſt. Das iſt das echte Bauernhaus der Provence, mit ſeinen rothen Dach-ziegeln, der breiten, braunen, unregelmäßig mit Fenſtern durchbrochenen Front; hoch oben die Wetterfahne, die Winde, um die Heuballen hinauf zu ſchaffen, wovon einige braune Büſchel ſich durch das Gitter hinausdrängen.

Warum war dieſes Haus mir beſonders in die Augen gefallen? Warum ſah ich ſtets mit einer gewiſſen Beklemmung nach dem geſchloſſenen Hofthor hin? Ich hätte es nicht ſagen können und doch war dieſe Behauſung mir unheimlich. Wenn man vorüber kam, bellten nicht einmal die Hunde, die Perlhühner liefen davon ohne zu ſchreien. Es war mir zu ſtill da herum. Im Innern auch keine Stimme, auch nicht das Glöck-chen eines Maultieres. Ohne die weißen Vor-hänge vor den Fenſtern, ohne den Rauch, der aus dem Schornſtein ſtieg, hätte man den Ort für unbewohnt gehalten.

Geſtern kam ich mit dem Glockenſchlage zwölf aus dem Dorf zurück und mich ein wenig vor der Sonne zu ſchützen, ging ich längs der Mauer des Bauernhofes hin im Schatten der Maulbeerbäume. Auf der Straße vor dem Hauſe luden die Knechte ſchweigend einen Heuwagen. Das Thor war offen geblieben. Ich warf im Vorbeigehen einen Blick hinein und bemerkte ganz hinten im Hofe auf die Ellenbogen geſtützt, den Kopf in die Hände ver-graben, an einem breiten, ſteinernen Tiſch einen hochgewachſenen Greis mit ganz weißen Haaren.

Er hatte eine zu kurze Jacke an und seine Kniehosen waren in Fetzen. Ich blieb stehen. Einer der Leute raunte mir ins Ohr: „Still! Es ist der Meister. In dem Zustande ist er seit dem Unglück seines Sohnes.“ In diesem Augenblicke kam eine Frau und ein Knabe, beide schwarz gekleidet, in den Händen schwere Meßbücher mit Goldschnitt, an uns vorbei und traten in den Hof.

Der Mann setzte hinzu: „Die Meisterin und der Kleine kommen aus der Messe. Sie gehen Tag für Tag in die Kirche, seit der Sohn sich getödtet hat. Ach, Herr, das ist ein Jammer. Der Vater trägt noch die Kleider des Todten, man kann sie ihm nicht nehmen. Dia! Hü! zieh, Braune!

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Ich wollte gern noch mehr erfahren und bat den Fuhrmann, mich aufsteigen zu lassen. Und oben, mitten im Heu, hörte ich die herzzerreißende Geschichte.

Er hieß Jan. Er war ein prächtiger Bauernsohn von zwanzig Jahren, züchtig wie eine Jungfrau, zuverlässig, ein offenes, sonniges Gesicht. Weil er ein schöner Bursche war, schauten alle Mädchen ihm nach; er aber hatte nur eine im Sinn, eine kleine Arleserin, ganz in Sammt und Spitzen gekleidet, der er einmal im Amphitheater von Arles begegnet war. Im Hof sah man anfangs diese Neigung nicht gern. Das Mädchen galt für eine Kokette, und ihre Eltern waren nicht aus der Gegend. Aber Jan wollte seine Arleserin um jeden Preis. Er sagte: „Wenn man sie mir nicht gibt, dann sterbe ich.“ So mußte man wohl Ja sagen. Die Hochzeit sollte nach der Ernte stattfinden.

Eines Sonntag Abends aber, die Familie saß im Hofe und hatte eben die Mahlzeit beendigt, es war fast ein Hochzeitsmahl -- die Braut war nicht dabei, aber man hatte in einem fort auf ihr Wohl angestoßen - da tritt ein Mann in's Thor und mit fast bebender Stimme verlangt er, Meister Esteve, aber ihn ganz allein, zu sprechen. Esteve steht auf und geht mit ihm hinaus auf die Straße.

„Meister“, sagt der Mann, „Ihr wollt Euren Sohn an eine Schelmin verheiraten, die zwei Jahre lang meine Geliebte gewesen ist. Was ich da sage, beweise ich: Hier sind ihre Briefe! Die Eltern wissen Alles und hatten sie mir versprochen; seitdem aber Euer Sohn sich um sie bewirbt, wollen weder sie noch die Schöne etwas von mir wissen. Und doch hatte ich gemeint, sie könne nach dem Vorgefallenen nicht mehr die Frau eines Andern sein“.

„Es ist gut!“ sagte Meister Esteve, nachdem er die Briefe gesehen. „Kommt herein zu einem Glas Muskateller.“

Der Mann erwiderte: „Viel Dank! ich habe heute mehr Kummer als Durst.“ Und er geht fort.

Der Vater tritt wieder, als wäre nichts vorgefallen, in den Hof, nimmt wieder seinen Platz am Tische ein und das Mahl endet fröhlich wie es begonnen.

Am späten Abend aber ging Meister Esteve mit seinem Sohn hinaus in die Felder. Sie blieben lange draußen. Als sie wieder heim kamen, hörte die Mutter sie noch reden. „Frau“ sagte der Vater, als er seinen Sohn zu ihr führte, „küsse ihn, er ist unglücklich!“

Jan sprach nicht mehr von der Arleserin. Und doch liebte er sie noch immer, ja, mehr als je, seitdem man sie ihm in den Armen eines Andern gezeigt. Er war blos zu stolz, um etwas zu sagen, und das kostete ihm das Leben, dem armen Jungen. Manchmal verbrachte er ganze Tage in einem Winkel, ohne sich zu regen. An anderen Tagen ging er mit Eifer an die Feldarbeit und verrichtete mehr als zehn Knechte. Begann es zu dunkeln, so machte er sich auf den Weg nach Arles und ging in einem fort, bis er die Türme der Stadt im Abendrot erglänzen sah. Dann kehrte er um. Weiter ging er nie.

Die Leute vom Hofe, die ihn immer so traurig und einsam sahen, wußten sich zuletzt keinen Rat. Man befürchtete ein Unglück. Einmal sagte die Mutter, als sie ihn so betrachtete, mit Thränen in den Augen zu ihm: „Höre, Jan, wenn Du sie dennoch willst, so wollen wir sie Dir geben.“

Der Vater errötete vor Scham und ließ den Kopf sinken.

Jan winkte verneinend und ging aus der Stube.

Von jenem Tage an war er ein anderer Mensch. Er nahm nunmehr ein heiteres Wesen an, seinen Eltern zu liebe. Man sah ihn wieder im Wirtshaus, beim Tanz, bei allen Festen. Auf der Kirchweih von Fonvieille führte er die Farandole an.

Der Vater sagte: „Er ist geheilt!“ Der Mutter aber war es immer noch bange um ihn und sie behielt ihn mehr als je im Auge. Jan schlief mit dem Kleinen in der Nähe des Bodens. Die arme Alte ließ sich ein Bett neben der Kammer ihrer Kinder aufschlagen.

So kam das Fest des heiligen Eloi, des Schutzpatrons der Hauswirte.

Große Freude herrschte im Hofe. Der Chateau-neuf reichte für Jedermann und gewürzten Wein gab es in Hülle und Fülle. Dann Abends Pedarten, Raketen auf der Tenne, alle Zürgelbäume voll venetianischer Laternen! Der heilige Eloi soll leben! Bis zur Erschöpfung wurde die Farandole getanzt. Der Kleine verbrannte sich die neue Blouse. Jan selber sah fröhlich aus, er wollte sich mit seiner Mutter im Tanze drehen. Die arme Frau weinte Freudenthränen.

Um Mitternacht ging man zu Bett. Alle Welt war müde und schlafbedürftig. Jan aber schlief nicht. Der Kleine erzählte nachher, er habe die ganze Nacht durch geschluchzt. Ach, den armen Jungen hatte es unheilbar gepackt.

In der Morgenfrühe hörte die Mutter, wie Jemand hastig durch ihr Zimmer rannte. Es war ihr wie eine Ahnung: „Jan, bist Du es?“ Jan antwortet nicht, er ist schon auf der Treppe. Die Mutter erhebt sich eilig von ihrem Lager. „Jan, wo gehst Du hin?“ Er steigt auf den Dachboden, sie ihm nach. „Mein Kind um des Himmels willen!“ Er verschließt die Thüre hinter sich und schiebt den Riegel vor.

„Jan, mein lieber Jan, gib Antwort. Was hast Du vor?“ Sie sucht tastend mit zitternder

Hand die Klinke. Ein Fenster wird aufgerissen, der Niederprall eines Körpers auf die Steinfließen des Hofes — und Alles ist still.

Der arme Junge hatte sich gesagt: „Ich kann sie nicht vergessen. Ich will sterben". O, was sind unsere Herzen elend und schwach! Es ist immerhin seltsam, daß die Verachtung die Liebe nicht zu tödten vermag!

An jenem Morgen fragten die Leute im Dorfe, wer wohl so entsetzlich aufgeschrieen, da unten nach dem Gute Esteve zu.

Die Mutter war es, die halbbekleidet im Hofe dort, vor dem steinernen Tisch, den furchtbaren Schrei gethan. Dort hielt sie, mit Blut und Morgentau bedeckt, in ihren Armen den todten Sohn.

Schopenhauer und Hartmann über die Liebe. *)

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

Die Mehrzahl der Physiologen behauptet, daß die Liebe, so poetisch und übersinnlich sie sich auch geberden möge, nichts anderes sei als eine Manifestation des Geschlechtstriebes, weshalb denn auch junge Leute vor Eintritt der Pubertät und alte, bei welchen die Thätigkeit der Geschlechtsorgane schon erloschen ist, ebenso auch solche Menschen, bei welchen dieselbe vor Eintritt der Geschlechtsreife beseitigt worden, der Leidenschaft der Liebe unzugänglich seien.

Dieselbe Auffassung teilen auch die Philosophen Schopenhauer und Hartmann, welche die Geschlechtsliebe vom metaphysischen Standpunkte zu erklären versuchten. Während andere Philosophen und selbst Physiologen, wie u. a. Burdach, „die Liebe ursprünglich ohne allen Eigennutz und ohne sinnliches Bedürfnis, blos in dem lebendigen Gefühle der eigentümlichen Vollkommenheiten des anderen Individuums begründet" sein lassen, wurzelt sie nach Schopenhauer ausschließlich im Geschlechtstriebe. Er meint hiemit zwar nicht, daß die Liebe ihrem Wesen nach nichts als Sinnengenuß sei, denn wenn auch das subjektive Gefühl, das wir in der Liebe empfinden, Schopenhauer in der sinnlichen Lust vollständig aufgehen läßt, so ist doch die Liebe nicht blos subjektives Gefühl, sondern hat auch einen objektiven Inhalt, dessen wir uns allerdings nicht bewußt zu sein brauchen. Dieser objektive Inhalt besteht in dem Gattungswillen, welcher strebt, in der nächsten Generation seinen möglich vollkommensten Typus zur Darstellung zu bringen. Bei allem Pathetischen und Transzendenten der Liebesempfindungen handelt es sich durchaus nicht um das individuelle Wohl der Liebenden, sondern um die günstige Zusammensetzung der zu erzeugenden Exemplare der menschlichen Spezies. „Wie laut auch hier die hohen und empfindsamen, zumal aber verliebten Wesen aufschreien mögen über den derben Realismus meiner Ansicht, sind sie doch im Irrtum. . . Denn das, was zwei Individuen verschiedenen Geschlechts aneinander kettet, liegt, ohne daß sie es wissen, allein in der Beschaffenheit des von ihnen zu zeugenden Individuums." (Welt als Wille und Vorstellung, II. Band, Seite 608—612.) „Je geeigneter zwei Individuen sind, dasjenige Individuum durch ihre Verbindung zu zeugen, das den Zwecken des in der Gattung sich darstellenden Willens zum Leben entspricht, um so heftiger und brennender ist ihre Leidenschaft und die Sehnsucht, sich zu vereinigen. In ihren, aneinander sich entzündenden Blicken, in ihren Annäherungsversuchen ist schon das neue, zukünftige Individuum, welches mit der größten Gier und Heftigkeit in die Erscheinung zu treten strebt. (S. 611.) . . . Zunächst und wesentlich ist die verliebte Neigung gerichtet auf Gesundheit, Kraft und Schönheit, folglich auf Jugend . . . ."

Nach Schopenhauer kommt es bei der Liebe also darauf an, daß die beiden Liebenden in ihrer Vereinigung den denkbar vollkommensten Gattungstypus repräsentieren.

Auf ganz demselben Standpunkt wie Schopenhauer steht Hartmann, nur daß bei diesem der Schopenhauer'sche „Wille der Gattung", welcher die zur günstigsten Fort-

*) Probekapitel aus dem Buche „Im freien Reich, ein Memorandum an alle Denkenden und Gesetzgeber zur Beseitigung sozialer Irrtümer und Leiden." Weitere Proben und kritische Besprechung folgen später.

pflanzung geeigneten Individuen zusammenführt und ihre Herzen in Liebe zu einander entflammt, das „hellsehende Unbewußte" heißt, welches, wenn zwei Personen verschiedenen Geschlechts sich zum erstenmal sehen, urplötzlich weiß, ob ihre Qualitäten einander ergänzen oder nicht, und in ersterem Falle sie zwingt, sich nolens volens in einander zu verlieben. Nach Hartmann wird in der Liebe der individualisierte Geschlechtstrieb vom hellsehenden Unbewußten beherrscht und geleitet. „Instinktiv sucht der Mensch dasjenige Individuum des andern Geschlechts auf, welches mit ihm zusammengeschmolzen die Gattungsidee auf das möglichst Vollkommenste darstellt" ... „Dieses unbewußte Streben nach möglichst reiner Verwirklichung der Gattungsidee ist durchaus nicht etwas Neues, sondern dasselbe Prinzip, welches das organische Bilden im weiteren Sinne beherrscht, auf die Zeugung angewandt." (Philosophie des Unbewußten, S. 213.)

Das ist die Liebe nach Schopenhauer'scher und Hartmann'scher Auffassung.

Haben aber die beiden Herren auch recht in ihrer Definition? Haben Sie das Wesen der menschlichen Liebe in seiner Totalität, nach allen seinen Richtungen erkannt und dargestellt?

Wahrlich nicht! Denn vollkommen unrichtig ist ihre Behauptung, daß in der Menschennatur die Liebe sich in der Herstellung der möglichst vollkommenen Gattungsidee zum Zwecke des zu zeugenden Kindes erschöpfe. Freilich erwächst die Liebe auf dem Boden des Geschlechtstriebes und läßt sich von diesem, ohne ihren Charakter der Geschlechtsliebe zu verlieren, nicht lostrennen. Aber dieser rein sinnliche Trieb tritt in ihr durchaus nicht in völliger Nacktheit und Unabhängigkeit vom geistigen Leben des Individuums auf.

Wenn der letzte Grund und der höchste Zweck der Liebe wirklich nur die Erzeugung möglichst vollkommener Exemplare der menschlichen Gattung wären, so müßte unbedingt jede Verbindung zweier Liebenden, welcher keine Nachkommen entsprießen, die Liebenden selbst höchst unglücklich machen. Das Glück, das in jeder Verbindung, die auf der Grundlage wahrer Liebe beruht, die Vereinigten ob des Besitzes des Geliebten und seiner Neigung empfinden, würde nimmermehr im Stande sein, sie dafür zu entschädigen, daß ihr Liebesbund ein physisch unfruchtbarer, seinen „höchsten Zweck" verfehlender sei.

Daß dem aber thatsächlich nicht so ist, daß zahlreiche aus Liebe geschlossene Verbindungen ihren Kontrahenten alles Glück und alle Befriedigung gewähren, die sie erhofften und erwarteten — ungeachtet des Umstandes der Kinderlosigkeit — dies ist ein schlagender Beweis für die Unrichtigkeit jener Auffassung der Liebe, die in ihr nichts sehen will als den nach Fortpflanzung strebenden Willen der Gattung.

Ein weiterer Beweis für diese Unrichtigkeit ist aber der, daß die „verliebte Neigung" durchaus nicht, wie Schopenhauer meint, „zunächst und wesentlich auf Gesundheit, Kraft und Schönheit gerichtet ist", als auf geeignete Qualitäten zu günstiger Fortführung der Gattung. Denn es gibt zahllose Beispiele, wo Menschen, welche dieser Eigenschaften entbehrten oder sie doch in beschränktem Grade nur besaßen, eine viel tiefere, glühendere und dauerndere Liebe einzuflößen vermochten, als viele in „Gesundheit, Kraft, Schönheit und Jugend" strotzende Individuen, woraus erhellt, daß nicht diese für das Geschäft der Fortpflanzung besonders eignenden Eigenschaften allein Liebe zu erwecken vermögen, daß also die Liebe nicht ausschließlich auf diesen Zweck gerichtet sein und nur darin Glück und Befriedigung finden könne.

Da das Individuum, nach Schopenhauer (S. 677), selbst nichts davon weiß, daß es bei seinen Liebesangelegenheiten im Auftrage eines Höheren, nämlich der Gattung, handelt, so hat es der erfinderische Wille der Gattung so klug eingerichtet, daß das Individuum sich „in die Liebe und ihre Mühen und Qualen in der Hoffnung auf eigenen überschwänglichen Genuß hineinbegebe." Von diesem überschwänglichen Genuß bekömmt das Individuum aber nichts zu kosten; die so sehnsuchtsvoll begehrte Vereinigung mit dem bestimmten Gegenstand der Liebe bietet nicht mehr als jede andere Geschlechtsbefriedigung. Die Gattung, der es um die Erhaltung ihres normalen Typus zu thun ist, bediente sich eines „Stratagems", indem sie dem Individuum, um es ihren Zwecken dienstbar zu machen, vorspiegelte, daß es sich um seine eigene Seligkeit handle. Läßt

der Wille der Gattung das Individuum, das er behufs Durchführung seiner Absichten in Besitz genommen, wieder frei, so bemerkt dieses in solcher Ernüchterung, daß es der Betrogene des Willens der Gattung gewesen ist." (Welt als Wille und Vorstellung. II. S. 610, 617, 637.)

Genau dasselbe, nur mit ein bischen anderen Worten, sagt Hartmann. Auch nach ihm ist der eigentliche, aber „heimliche" Zweck aller Ueberschwänglichkeiten der berauschenden Poesie der Liebe, die er übrigens in überaus farbenreicher Schilderung dargestellt, schließlich nur die möglichst beste Organisation des Kindes, um dessen Zusammensetzung willen „das Unbewußte" dem Individuum Sand in die Augen streut. Die erhoffte Glückseligkeit in der liebenden Umarmung ist der „trügerische Köder, vermittelst dessen das Unbewußte den bewußten Egoismus täuscht und zu Opfern seines Eigennutzes zu Gunsten der nachfolgenden Generation bringt, welche die bewußte Ueberlegung für sich niemals leisten würde". Der eigentliche Zweck, d. i. die möglichst beste Beschaffenheit des zu erzeugenden Kindes, steht zu dem Mittel, nämlich der die überschwängliche Seligkeit erwartenden Liebesleidenschaft, in solchem Mißverhältnis, daß, wenn das Individuum dieses für das Bewußtsein desselben ganz absurde Verhältnis erkannt hat, es in die Leidenschaft mit der Gewißheit hineingeht, für sein Teil eine Dummheit zu begehen und einen in sich „widerspruchsvollen, krankhaften Prozeß" durchzumachen. (Philosophie des Unbewußten, S. 205—210.)

Gelehrte Herren, tiefe Forscher sind in der Regel inkompetent in Sachen der Liebe, da sie hierin meist wenig Erfahrungen machen. Damit zwischen zwei Menschen eine wahrhafte, beglückende und dauernde Liebe sich entwickeln könne, darf das geistige Niveau der beiden Liebenden nicht sehr verschieden sein, darf die Neigung nicht in der Sinnlichkeit allein wurzeln, sondern muß Geist, Gemüt und Sinn gleicherweise umfassen. Je höher nun aber ein Mensch in moralischer und geistiger Beziehung steht, um so wählerischer wird er in Bezug auf den Gegenstand seiner Neigung sein, d. h. um so schwerer wird er ein Wesen finden, das seine wirkliche Liebe, nicht blos das ebenso rasch aufflammende als wieder verlöschende Strohfeuer seiner Begierde, zu erwecken vermag. Und höchst wahrscheinlich waren unsere in Frage stehenden Philosophen nicht so glücklich, eine derartige Liebe aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, denn nur so ist es erklärlich, daß sie die Liebe als eine „Prellerei des menschlichen Egoismus zu Gunsten der Zwecke der Gattung" (Hartmann: Philos. d. Unbewußten, S. 660), und als ein „Stratagem" auffassen, dessen „die Gattung, der es allein auf Erhaltung des regelrechten Typus ankommt, sich bedient, indem es dem Individuum vorspiegelt, daß es sich um seine eigene Seligkeit handle" (Schopenhauer: W. a. W. u. V. 617).

Wenn beide Philosophen in Uebereinstimmung behaupten, daß das Individuum in der Liebe düpiert werde, da es den von ihm in der Vereinigung mit eben diesem geliebten Wesen erwarteten überschwänglichen Genuß nirgends in der Liebe zu schmecken bekomme; ja, daß der geschlechtlichen Vereinigung ein Gefühl von Enttäuschung folge: so beweisen sie mit dieser Behauptung nur, daß sie die edlere, d. h. die wahre Liebe einfach nicht kennen. Denn hätten sie dieselbe kennen gelernt, so würden sie wissen, daß solcher Vereinigung zweier sich liebender Menschen durchaus kein Gefühl von „Scham, von höchst unlustvoller Ernüchterung und äußerster Zerknirschung," sondern die Empfindung eines sanften, stillen Friedens folge, welches nicht so sehr in der physischen Befriedigung als vielmehr in der rätselhaften Verschmelzung sich aneinander beglückt und beglückend hingebenden Seelen seinen Grund hat, welche volle, rückhaltslose geistige Hingebung in der physischen nur gewissermaßen ihre äußere Besiegelung findet. Und sie würden ferner wissen, daß ein demselben Akte folgendes Gefühl von Unlust und Mißbehagen ein untrügliches Merkmal dessen ist, daß er nicht kraft des mächtigen Impulses der Liebe zu dem erwählten Gegenstande, sondern nur im Drange des rohen, tierischen Triebes vollzogen worden.

Der Vorgang der geschlechtlichen Vereinigung ist eben nicht ein rein animalischer, oder vielmehr er muß es nicht sein. Wenn die Beteiligten von inniger Liebe zu einander erfüllt sind, so spielt die Psyche dabei eine ebenso bedeutende Rolle als die Physe. Dadurch und

nur dadurch unterscheidet sich der menschliche Geschlechtsverkehr von jenem des Tieres, und nur dadurch erhält die Geschlechtsliebe jene natürliche Weihe und ideale Verklärung, die sie ein würdiger Stoff der Dichtung, der Kunst werden läßt. Sie wäre es nicht, wenn sie des geistigen Elements entbehrte und, dem Geschlechtstriebe des Tieres gleich nur in der physischen Begierde wurzelte.

Wenn der Sporn des Bedürfnisses den Menschen in die Arme eines ihm gleichgiltigen oder gar ungeliebten Wesens treibt, dann freilich ist die physische Befriedigung mit geistiger Unzufriedenheit gepaart. Mit jedem Augenblick, als der Taumel der Sinne mehr und mehr entflieht, steigert sich das innere Mißbehagen, dessen Ursache in dem, wenn auch nicht immer zu bewußter Erkenntnis gelangenden Gefühl des Mangels, der Unvollkommenheit des Genusses zu suchen ist, da eben nur das sinnliche Begehren, nicht aber die verlangende Seele Befriedigung fand.

Ist nun aber diese Vereinigung selbst dann schon von geistiger Unzufriedenheit und Mißstimmung des Gemüts gefolgt, wenn die Beteiligten sie freiwillig eingegangen, aber nicht durch das Band wirklicher Liebe mit einander verbunden sind, so steigert sich dieses Mißbehagen in unendlichem Grade, wenn andere Motive als das natürliche Verlangen, wenn Zwang, Gewinnsucht oder das in liebloser Ehe unerträglich schwere Joch der ehelichen Pflicht den Beweggrund der Hingebung bilden. In solchem Falle wird der Stachel der geistigen Unzufriedenheit, verursacht durch den inneren Zwiespalt der Natur, die keine andere Hingebung will als die frei erwählte, hundertfältig verschärft und führt, wenn das Individuum nicht mit sehr viel Widerstandsfähigkeit des Charakters ausgestattet ist, unvermeidlich zu dessen moralischem Tode. In seinen zartesten Empfindungen schmerzlich gekränkt, in seinem unveräußerlichen Menschenrecht, der freien Wahl in der Liebe, unaufhörlich verletzt, beginnt es damit, den Gegenstand zu hassen, dem gegenüber es sich erniedrigt, bis es allmälich zum Haß gegen sich selbst und zur Verachtung seiner selbst fortschreitet. Verrohung des Gemüts, Entwurzelung der sittlichen Begriffe, Stumpfheit des Geistes ist das Ende solcher Unglücklichen. Und diejenigen, die einen Andern in dieses Elend stürzen, begehen in dessen sittlichem Mord ein schweres Verbrechen.

Solches jeder ohne eigentliche Liebe eingegangenen Vereinigung folgende Mißbehagen stammt aber, — wir wiederholen es nachdrücklichst — keineswegs aus der im Moment der Ernüchterung sich entwickelnden Erkenntnis des Individuums, daß es das Opfer einer „Prellerei", „der Betrogene des auf die Erhaltung des regelrechten Typus bedachten Willens der Gattung" geworden sei, sondern die einzige Ursache dieses Mißbehagens ist lediglich die, daß der Genuß der Vereinigung, weil dieselbe des Zaubers der Liebe entbehrte, kein so vollkommener war, als er sein könnte und bei einer Verbindung, deren Grundlage die nicht nur sinnliche, sondern auch geistige Liebe bildet, auch ist.

Es ist eine ganz irrige, weil die Natur des Menschen einseitig und nicht in ihrer Totalität erfassende Philosophie, die dem Menschen in der Liebe keine höheren Zwecke als die Fortpflanzung seiner Gattung zuerkennt und in ihm nichts sieht als eine von dem auf ihre Erhaltung gerichteten Willen der Gattung geheizte Zeugungsmaschine. Das menschliche Dasein ist eben nicht nur ein Durchgangspunkt zur Zusammensetzung neuer Exemplare seiner Spezies, sondern es ist auch Selbstzweck.

Ein noch mächtigerer Naturtrieb als der der Fortpflanzung ist jener der Selbsterhaltung, und der eigenste Zweck des Einzelnen ist jener Zustand — nennen wir ihn Glück, Freude, Lust, oder wie immer — in welchem das Eigenleben an sich selbst einer Steigerung inne wird, der Selbstgenuß des Daseins in Empfindung tritt. Dieser Trieb nach Steigerung und Erweiterung des Eigenlebens führt in seiner letzten Konsequenz zu dem Streben nach Selbstvervollkommnung, und zwar, wie ja der Ausdruck selbst schon andeutet, einer der Doppelnatur des Menschen entsprechenden Vervollkommnung, welche sowohl die physische Seite seines Wesens, als die geistige und die damit verknüpfte ethische in sich begreift.

Fragen wir nach dem eigentlichen Wesen der Liebe und des sie begleitenden Genusses, so läßt es sich kurz in Folgendem definieren. Das Glück der auf seelischer Einheit beruhenden Liebe ist — der Natur des Menschen gemäß — ein doppeltes, geistig

und sinnlich zugleich. Während einerseits die Befriedigung des auf ein bestimmtes Individuum konzentrierten, aber durch die selbstbewußte harmonische Ineinanderschlingung der Seelen geadelten Geschlechtsverlangens die Sinne in Wonne wiegt, wurzelt andrerseits das geistige Glück des Liebenden in der Empfindung, daß die Vereinigung mit dem Geliebten ihm die günstigsten Bedingungen bietet zu dem Emporstreben nach immer höherer und edlerer Entwicklung seiner Individualität. Wechselweise führend und geführt, nehmend und gebend, lehrend und lernend, anspornend und beruhigend, erhebend oder tröstend, befreien sie sich Beide immer mehr von dem, was uns Alle bändigt, dem Gemeinen. Und wie Faust dem Sonnenaufgang der erwachenden Natur, können beide Liebenden eines dem andern zurufen:

„Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben."

Diese geistige Seite der Liebe, welche nicht im Fortpflanzungstrieb, sondern in dem Streben zu immer höherer harmonischer Entwicklung unserer Individualität emporgeadelten Selbsterhaltungstrieb wurzelt, hat sowohl Schopenhauer wie Hartmann übersehen. Und doch ist gerade sie es, welche nicht nur das Kriterium wahrer Liebe bildet, sondern in ihr allein liegt auch die Möglichkeit der Dauer der Liebe. Denn — wie wir bereits an früherer Stelle gesagt, der Vollständigkeit halber aber hier wiederholen müssen — der bloß sinnlichen Liebe ist keine Dauer beschieden; sie stirbt in der Befriedigung der Begierde. Und so muß es sein; es kann nicht anders sein. Die menschliche Natur ist nun einmal derart angelegt, daß das stete Einerlei, selbst das schönste, ermüdend auf sie wirkt, nach und nach allen Reiz verliert. Und die Wonnen einer blos sinnlichen Leidenschaft vermögen keinen Wechsel zu bieten, keinen neuen, überraschenden Reiz zu gewähren. Die eintönige Gleichheit des Genusses führt rasch zur Gleichgiltigkeit, dann zu Uebersättigung und Widerwillen. Dies die Ursache der Flatterhaftigkeit und Untreue in Liebesverhältnissen, wie in der Ehe, über die so viele Klagen ertönen. Ganz anders hingegen diejenige Liebe, deren Grundlage nicht allein das sinnliche Wohlgefallen, sondern auch der schöne Zusammenklang der Seelen bildet. Sie hat die Uebersättigung und die öde Langeweile, in welcher jene Liebe erstickt, nicht zu fürchten. Denn wie es in geistigen Leben des Menschen keinen Stillstand gibt, sondern er von einer Entwicklungsstufe zur anderen stetig fortschreitet; wie die Gedanken und Seelenregungen — den Wogen des tiefen Meeres gleich — in ununterbrochener Reihe und doch stets neuer Form einander folgen, so wird auch die Liebe zweier in ihrem Geistes- und Gemütsleben mit einander innigst verbundenen Menschen von diesem steten Wechselspiel beeinflußt. Und indem der Wellenschlag des geistigen Lebens der Liebenden auch die sinnliche Seite ihrer Neigung in den Kreis seiner Bewegung zieht, so bietet auch sie immer neuen Reiz, neue Freuden, neue Entzückungen, denn aus der Seele muß es quellen, was der Liebe süßen Zauber und Ewigkeit verleiht.

Man wende mir nicht ein, daß solcher Liebe nicht die große Menge, sondern höchstens einzelne geistig hochstehende Menschen fähig seien und deshalb die gegebene Definition des Wesens der Liebe und des Glückes der Liebe verfehlt sei, da sie zu hoch greife und die Liebe nicht in ihrem allgemeinen Charakter fasse und erkläre.

Solche Behauptung wäre unrichtig.

Man begeht eben zumeist den natürlich zu weiteren Irrtümern führenden Fehler — den auch Hartmann und Schopenhauer sich zu Schulden kommen ließen —, Liebe und Begierde mit einander zu verwechseln, während sie doch durchaus nicht miteinander identisch sind. Denn wenn auch bei gesunden und normal organisierten Menschen die Liebe die Begierde als einen integrierenden Bestandteil in sich enthält, so kann dagegen die Begierde vollkommen frei von aller Liebe auftreten. Diese letztere Erscheinung und die Erfahrung, daß selbst die Mehrzahl der angeblich aus Liebe eingegangenen Verbindungen doch thatsächlich nicht auf Grund wahrer Neigung, sondern nur des auf ein bestimmtes Individuum gerichtete sinnlichen Verlangens vollzogen werden, berechtigt noch keineswegs dazu, diesem letzteren Gefühl den Namen Liebe beizulegen.

Die physische Begierde ist ein Bedürfnis wie der Hunger. Wenn der Hungernde, um seinen Appetit zu stillen, unter mehreren Gerichten das eine wählt, weil er glaubt, daß dieses seinem Gaumen am besten munden werde, so wird doch niemand sich einfallen lassen, zu sagen, jener sei in diese oder die andere Speise verliebt. Ganz ebenso unrichtig ist es aber, den Ausdruck Liebe auf den physischen Trieb anzuwenden, wenn auch derselbe das Individuum veranlaßt, behufs Befriedigung desselben — wie ja auch manche Tiere thun — dieses oder jenes Exemplar seiner Gattung den andern vorzuziehen. Solcher einem bestimmten Individuum gegebene Vorzug — so ungestüm sich derselbe auch äußern mag — unterscheidet sich von wirklicher Liebe dadurch, daß die letztere, indem sie auf geistiger Neigung beruht, nicht nur geschlechtliche Vereinigung mit dem erwählten Gegenstande, sondern die innige, ausschließliche und dauernde persönliche Verbindung begehrt. Einer solchen Liebe ist aber nicht nur der geistig hochentwickelte Mensch fähig, sondern jeder, auch der ungebildete Mann aus dem Volke, kann von ihr ergriffen werden und sie wirkt auf ihn — wenn selbst er sich darüber keine Rechenschaft zu geben im Stande ist, sich dessen gar nicht bewußt wird — veredelnd, indem er, durch sie aus dem engen Kreis seines Ichs emporgehoben, für und mit einem Andern fühlt und denkt, wünscht und hofft, leidet und genießt.

Allerdings trägt nicht jede auf geistiger Sympathie beruhende Neigung die Garantie ewiger Dauer in sich und kann zu bitterster Enttäuschung führen. Die Phantasie kann der verlangenden Seele Attribute des geliebten Individuums vorspiegeln, welche dieses in Wirklichkeit nicht besitzt, und wenn der Schleier der Illusion zerreißt und der Liebende den Geliebten in seiner wahren Gestalt erblickt, wird er schmerzlich gewahr, daß ein holder Schein ihm als reales Sein erschienen. Es gibt eben auch eine Fata Morgana für das geistige, nicht nur für das leibliche Auge. Oder es kann vorkommen, daß gewisse, den geistigen Akkord der Liebenden störende Eigenschaften der individuellen Naturanlage des Einen in derselben, gleichsam wie latente Kräfte verborgen ruhend, sich der Wahrnehmung entziehen. Ein ihrer Entwicklung günstiges Zusammentreffen äußerer Umstände kann sie plötzlich hervortreten und den betreffenden Charakter mit einemmal in einem den andern abstoßenden, ja möglicherweise seine Liebe mit einem Schlage vernichtenden Lichte erscheinen lassen. Man meint in solchen oder ähnlichen Fällen, wenn eine Persönlichkeit sich von einer uns neuen, uns überraschenden Seite zeigt, Handlungen ausführt, die wir ihr nicht zugetraut haben: ihr Charakter habe sich geändert. Dies ist aber durchaus unrichtig. Der Charakter hat sich nicht umgewandelt, sondern wir hatten ihn früher nicht genau gekannt, hatten uns von seinem eigentlichen Wesen ein falsches Bild entworfen; schlummernde gemeine oder edle Natureigenschaften, die wir an ihm nicht kannten, sind durch einen gewissen äußern Anlaß erweckt worden und zum Durchbruch gelangt.

Doch können uns derartige Ueberraschungen oder Enttäuschungen nur bei ziemlich oberflächlicher Vertrautheit mit der geistigen Individualität der betreffenden Persönlichkeit widerfahren. Eine Liebe, welcher die vollkommene geistige Hingabe an einander, die innere Verschmelzung des geistigen Lebens der Liebenden als Grundlage dient; eine Liebe, in welcher das Dichterwort

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag"

zur schönen Wahrheit wird: solche Liebe hat diese Enttäuschungen nicht zu befürchten.

Die elektrische Beleuchtung der K. Theater in München.

Gelegentlich der internationalen Elektrizitätsausstellung zu München wurden auf Veranlassung des K. General-Intendanten Freiherrn von Perfall vor sämtlichen Intendanten und Direktoren der deutschen Bühnen Beleuchtungsversuche auf einer hiezu errichteten provisorischen Bühne ausgeführt. — Diese Versuche, sowie die Erfahrungen, welche während neun Monaten in dem durch die deutsche Edisongesellschaft probeweise beleuchteten K. Residenztheater gewonnen wurden, haben die vollständige Anwendbarkeit dieser Beleuchtungsart in Theatern und deren

Vorzüge hinsichtlich der Feuersicherheit, der Ruhe und angenehmen Farbe des Lichtes, der Betriebssicherheit und der von Herrn Geh.-Rath Prof. Dr. v. Pettenkofer konstatirten außerordentlichen Verbesserung der Luftverhältnisse so vollkommen bewiesen, daß die K. Hoftheater-Intendanz mit Allerhöchster Genehmigung sich entschloß, der deutschen Edisongesellschaft in Berlin die definitive Beleuchtungseinrichtung für beide K. Theater zur Ausführung zu übertragen.

Die nun vollendete Anlage ist abgesehen von den neuen elektrischen Centralstationen, welche gegenwärtig von der deutschen Edisongesellschaft in Berlin ausgeführt werden, die bisher größte Beleuchtungseinrichtung in Deutschland.

Die an der Marstallstraße befindliche Maschinenanlage, in welcher der elektrische Strom erzeugt wird, besteht aus 6 großen Edison-Dynamo-Maschinen, von denen 5 je 150 Edisonlampen à 16 Kerzenstärken und eine 250 Edison-Lampen gleicher Leuchtkraft zu betreiben im Stande sind.

Die kleinere dieser Maschinen ist hauptsächlich für die Tagbeleuchtung bestimmt.

Diese elektrischen Maschinen werden durch drei raschgehende Compound-Dampfmaschinen, welche speziell für elektrische Beleuchtungszwecke konstruirt sind und zusammen ca. 350 Pferdekräfte repräsentieren, in Betrieb gesetzt.

Der erforderliche Dampf wird von drei Kesseln mit je 85 qm Heizfläche geliefert. (In denselben sollen unsere oberbayerischen Kohlen, die bekanntlich für Gasbeleuchtung bisher nicht benutzt werden konnten, zur ausgiebigen Verwendung kommen.)

Da in den Theatern je nach Bedarf hunderte von Lampen entzündet oder ausgelöscht werden müssen, ohne daß eine vorherige Verständigung mit dem Personal des Maschinenhauses möglich ist, so sind die Einrichtungen in dem Raume, wo die Elektrizität erzeugt wird, ähnlich wie bei elektrischen Centralstationen getroffen. Es sind Apparate vorhanden, welche entsprechend der jeweilig nötigen Strommenge das beliebige Ein- und Ausschalten sowohl der Dampf, wie der Dynamo-Maschinen während des vollen Betriebes ermöglichen, ohne daß auch nur das geringste Schwanken des Lichtes dabei eintritt.

Eine Anzahl verschiedener optischer und akustischer Kontroll-Apparate zeigen dem Maschinisten die Zahl der jeweilig brennenden Lampen an, die Menge des von jeder Maschine gelieferten Stromes, die Lichtstärke, mit welcher im Theater die Lampen brennen, etwaige Fehler, die durch Beschädigung in den Leitungen entstehen sollten, und dgl.

Der elektrische Strom wird durch acht ein Meter unter der Erde liegende Kabel von je 315 qm Kupferquerschnitt, welche zuerst mit einer dicken Isoliermasse, dann mit einem Bleimantel und mit getheerter Juteumspinnung, ferner mit starken Eisendrähten und schließlich mit einer Asphaltschichte umhüllt sind, nach den ca. 280 m entfernten Theatern geleitet.

In den Theatern vertheilt sich der Strom durch ein Leitungsnetz von über 50 Kilometer Länge, in welchem zahlreiche Umschaltungen und Sicherheitsschaltungen, die das Erwärmen der Leitungsdrähte unmöglich machen, angebracht sind, nach 2500 Edisonlampen von je 16 Kerzenstärken, die durch ihren glühenden Kohlenfaden die beiden Bühnen und die Zuschauerräume erhellen. In den beiden Theatern befindet sich eine größere Anzahl Regulierapparate, welche gestatten die Lampen in kleineren oder größeren Gruppen, allmählich oder momentan, dunkel oder hell zu drehen.

Ein damit in Verbindung stehender sogenannter Rheostat von über 20 Kilometer langem Neusilberdraht bewirkt, daß stets nur die dem benötigten Leuchtgrad entsprechende Elektrizitätsmenge erzeugt und zu den Lampen geleitet wird.

Der Hauptregulier-Apparat im K. Hof- und Nationaltheater befindet sich unter der Bühne neben dem Souffleurkasten, von welchem Platze aus derjenige, welcher den Apparat handhabt, die Bühne übersehen und so die von ihm bewirkten Effekte beobachten kann.

Von dem Hauptregulier-Apparate aus können die Soffiten, die Kulissen, die Versatz- und Transparentstücke, die Mondbeleuchtungen, die Rampe, der Lüster und die Festbeleuchtung entweder einzeln, oder zu beliebigen Gruppen verbunden, reguliert werden, außerdem ist aber auch noch in jeder Kulissengasse ein besonderer Reguliermechanismus angebracht, welcher gestattet, die an der betreffenden Stelle befindlichen Beleuchtungsobjekte nach Belieben von der betreffenden Gasse oder vom Hauptregulator aus oder von beiden gleichzeitig zu regulieren.

Die verschiedenartige Färbung des Lichtes geschieht nicht wie bisher nur an wenigen Stellen der Bühne, sondern nach einem dem K. Obermaschinenmeister Lautenschläger patentierten Systeme in einer völlig neuen und vorzüglichen Weise an sämtlichen Beleuchtungsobjekten.

Die Effektbeleuchtung mittelst Bogenlicht kann direkt von den Leitungen für Versatz- und Transparentbeleuchtung in jeder Kulissengasse entnommen werden, so daß hiefür keine getrennte elektrische Maschinenanlage wie bisher erforderlich ist.

Die neue Beleuchtung, welche gleichzeitig mit der Neßler'schen Oper „Der Trompeter von Säkkingen" bei ausverkauftem Hause am 18. Januar ihre Première feierte, wurde von dem Publikum mit lautem Beifall begrüßt.

Otto v. Leixner als Spötter.

Wir entnehmen folgende Proben seinen „vertraulichen Briefen an einen jungen Dichter" im Feuilleton der deutschen Romanzeitung:

„Man fühlt lebhaft, daß Sie schwer und ernst um Ihre edle Weltanschauung gekämpft haben. Aber was geht das uns an? Wir brauchen keine Weltanschauung.

Läßt die sich etwa auf Zinsen anlegen, kann man von ihr Koupons abschneiden, verschafft sie uns Orden oder Titel? . . . ."

„Sie denken originell und sehen die Welt mit eigenen Augen an. Darin liegt eine Ueberhebung, welche nicht angenehm wirkt. Woher leiten Sie die Berechtigung ab, sich von uns anständigen Durchschnittsmenschen abzuschließen und dadurch mittelbar die Mehrheit zu beleidigen? Wir haben fertige Urteile über Gott, Welt, Kunst, Staat in Hülle und Fülle, Urteile, die wir unsern Kindern vermachen können, so dauerhaft sind sie gearbeitet, und Sie wollen unsere Ruhe und Bequemlichkeit stören? Wir sind Millionen und sehen alle nach guter Sitte die Sachen nach bestimmter Weise an, und Sie, der Eine, wollen uns glauben machen, Sie allein sähen richtig? Dazu fehlt Ihnen jedes Recht. Wenn Sie klug sind, dann schließen Sie sich uns an. Sie brauchen nicht selbst zu denken; bei uns finden Sie abgerundete Gedanken über alles vorrätig. Sie haben nicht nötig, selber zu fühlen; fühlen Sie wie wir, und der Erfolg kann nicht ausbleiben . . . . Unabhängige Geister, welche für sich eine Partei bilden wollen, können wir nicht brauchen . . . . Beschneiden, verflachen Sie Ihre Begabung, dann kann noch alles gut werden . . . . Das Studium der Aesthetik ist überflüssig und schädlich. Wenn man z. B. liest, was eigentlich zu einem Lustspiel gehört, so verliert man den Mut, eins zu schreiben. Darum bekümmern sich mit Recht die heutigen Lustspieldichter gar nicht um diese Wissenschaft, was der Produktion sehr zu gute kommt. Die feurigen Geister eines Moser, Schönthan, L'Arronge, Bürger, Lindau u. s. w. haben niemals über das Wesen des Lustspiels nachgedacht — und was haben sie nicht geschrieben, welchen reichen Ertrag haben sie nicht geerntet! Sie alle vermochten sich die köstliche Naivetät, die beneidenswerte Unreife der Jugend zu bewahren, welche nichts denkt, nichts fühlt und dennoch schreibt! Wir, die Mehrheit, sehen in ihren Gestalten Fleisch von unserm Fleisch; wir brauchen nicht einen Augenblick zu denken; unsere Phantasie, unsere tiefere Empfindung können sich dem Schlafe hingeben, und darum fühlen wir uns am Ende so erquickt. Wenn *wir* von der rechten Kunst nichts verstehen, wozu sollten es unsere Lieblingsdichter?"

„Glauben Sie z. B., daß Ebers jemals einen Roman geschrieben hätte, wenn der Mann das wäre, was Sie sich unter einem Dichter vorstellen? Wenn er nur zolltief in das Wesen der Kunst eingedrungen wäre? Niemals! Und wir wären um fünf Weihnachtsbücher, er um einige hunderttausend Mark ärmer! Und hätten die schreibenden Frauen nur eine Ahnung von dem, was die Aesthetik von einem Kunstwerk fordern muß, sie tauchten die Feder nie ein. Das wäre ein nationales Unglück, denn wir hätten dann z. B die Ossip Schubin niemals auf dem deutschen Parnaß gesehen . . . ."

Römische Xenien.

Von Xanthippus.

Zweite Folge.

Hat man wohl jemals gehört, daß einer vom Schuster die Stiefel
Fordert umsonst? Quod non! Oder vom Schneider den Rock?
Vorrecht ist es allein des ruppigen deutschen Verlegers
Gratis zu nehmen den Schweiß, gratis das fremde Talent.

* * *

Blind wohl war Homer, doch unsere Dichter sind taubstumm,
Und was sie fühlen und sehen, sehen und fühlen sie schief.

Von der weiblichen Keuschheit.

Von Friedrich Nietzsche.*)

Es ist etwas ganz Erstaunliches und Ungeheures in der Erziehung der vornehmen Frauen, ja vielleicht gibt es nichts Paradoxeres. Alle Welt ist darüber einverstanden, sie in eroticis so unwissend wie möglich zu erziehen und ihnen eine tiefe Scham vor dergleichen und die äußerste Ungeduld und Flucht beim Andeuten dieser Dinge in die Seele zu geben. Alle „Ehre" des Weibes steht im Grunde nur hier auf dem Spiele: was verziehe man ihnen sonst nicht! Aber hierin sollen sie unwissend bis ins Herz hinein bleiben; sie sollen weder Augen noch Ohren noch Worte noch Gedanken für dieses ihr „Böses" haben; ja das Wissen ist hier schon das Böse. Und nun! Wie mit einem grausigen Blitzstrahl in die Wirklichkeit und das Wissen geschleudert werden, mit der Ehe — und zwar durch den, welchen sie am meisten lieben und hochhalten: Liebe und Scham im Widerspruch ertappen, ja Entzücken, Preisgebung, Pflicht, Mitleid und Schrecken über die unerwartete Nachbarschaft von Gott und Tier, und was alles sonst noch, in Einem empfinden müssen! — Da hat man in der That sich einen Seelenknoten geknüpft, der seinesgleichen sucht! Selbst die mitleidige Neugier des weisesten Menschenkenners reicht nicht aus, zu erraten, wie sich dieses und jenes Weib in diese Lösung des Rätsels und in dieses Rätsel der Lösung zu finden weiß, und was für schauerliche weithin greifende Verdachte sich dabei in der armen, aus den Fugen geratenen Seele regen müssen, ja wie die letzte Philosophie und Skepsis des Weibes an diesem Punkte ihre Anker wirft! — Hinterher dasselbe tiefe Schweigen wie vorher, und oft ein Schweigen vor sich selber, ein Augenzuschließen vor sich selber. — Die jungen Frauen bemühen sich sehr darum, oberflächlich und gedankenlos zu erscheinen; die feinsten unter ihnen erheucheln eine Art Frechheit. — Die Frauen empfinden leicht ihre Männer als ein Fragezeichen ihrer Ehre und ihre Kinder als eine Apologie oder Buße; sie bedürfen der Kinder und wünschen sie sich in einem ganz anderen Sinne, als ein Mann sich Kinder wünscht. — Kurz, man kann nicht mild genug gegen die Frauen sein!

Zur Besprechung

sind bei der Redaktion eingegangen:

Wilhelm Arent, Aus tiefster Seele. Gedichte, mit Geleitswort von Hermann Conradi. Berlin, Georg Nauck.

Wilhelm Buchholz, Alexis. Drama von Karl Immermann. In freier Bearbeitung für die Bühne in fünf Aufzügen. Mit einem zu diesem Drama komponierten Männerchor von Mendelssohn. Stuttgart, J. B. Metzler.

E. v. Dincklage, Lieb' und Länder. Nationale Erzählungen. Illustriert von Ernst Röber und Eduard Kämpffer. Düsseldorf, Felix Bagel.

Karl v. d. Ems, Im Banne der Venus. Gedichte. Berlin, K. Jakobsthal.

Johann Klemens Flegel, Der Temperenzler. Lustspiel in vier Aufzügen mit Tanz, Gesang und Pantomime. Dresden, Selbstverlag des Verfassers; Bautzner Chaussee Nr. 339.

Klaus Hornbostel, Umasunst! Eine Liebes- und Waidmannsgeschichte aus den Bergen. Mit Titelbild von Franz Simm und Umschlagzeichnung von Hugo Engl. München, Friedrich Adolf Ackermann.

Wilhelm Jordan, Festspiel zur hundertjährigen Feier der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Aufgeführt in Hanau am 4. Januar 1885. 2. Aufl. Frankfurt a/M., W. Jordan's Selbstverlag. Preis 50 Pfg.

Paul Langenscheidt, Die Jugenddramen des Pierre Corneille. Ein Beitrag zur Würdigung des Dichters. Zur Erinnerung an den 200 jährigen Todestag desselben. Berlin, G. Langenscheidt.

Herrmann Lingg, Högni's letzte Heerfahrt. Nordische Szene nach einer Sage der Edda. München, Georg D. W. Callwey.

H. Pichler, Genrebilder aus dem Seeleben. Oldenburg, Schulze. Zweite Auflage.

Helene v. Racowitza, Gräfin Vera. Roman in drei Teilen. München, G. Pollner.

Friedrich Roth, Die Einführung der Reformation in Nürnberg 1517—1528. Nach den Quellen dargestellt. Würzburg, A. Stuber.

Maximilian Schmidt, Gesammelte Werke. Band I. und II. München, Georg D. W. Callwey.

B. v. Suttner, Ein Manuskript. Erzählung. Leipzig, W. Friedrich.

Julius v. d. Traun, Der Schelm von Bergen. Einer unverklungenen Sage nacherzählt. Vierte Auflage. Wien, L. Rosner.

Günther Walling, Von Lenz zu Herbst. Dichtungen. Leipzig, W. Friedrich.

Xanthippus, Spreu. Fünfte Hampfel. Leipzig, Otto Heinrichs. 1885.

*) Zur Besprechung! Aus „Die fröhliche Wissenschaft." Chemnitz, E. Schmeitzner. Preis 6 *M.*

Verantwortliche Redaktion von Dr. Georg Conrad in München.
Eigentum und Verlag von Conrad & Bettelheim in München. — Druck von H. Kutzner in München.
Im Buchhandel zu beziehen durch Otto Heinrichs Verlag in Leipzig.